

ARTHUR HÜBNER

Herman Wirth

und die

Ura-Linda-Chronik

Walter de Gruyter & Co. / Berlin und Leipzig

Herman Wirth
und die
Ura=Linda=Chronik

Don

Arthur Hübner



Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung — J. Guttentag, Verlags-
buchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp.

Berlin und Leipzig

1934

Geometrie

und die

Ursachen der

von

Walter de Gruyter



Archiv-Nr. 45 25 34

Druck von Walter de Gruyter & Co., Berlin 10

Printed in Germany

Dorwort.

Am 4. Mai 1934 fand in der Neuen Aula der Berliner Universität eine öffentliche Aussprache über den „Geschichts- und Quellenwert der Ura-Linda-Chronik“ statt, dieses angeblich uraltertümlichen friesischen Denkmals, das Herman Wirth vor einigen Monaten in einer Bearbeitung neu herausgegeben hat. Für die Quellenechtheit der Chronik sprachen neben Herman Wirth der Sanskritist Prof. Walter Wüst und der Religionswissenschaftler Dr. Otto Huth. Die Quellenechtheit bestritten die beiden Germanisten der Berliner Universität, Prof. Gustav Neckel und ich, weiter der Prähistoriker Prof. Jacob-Friesen, der zugleich für die Berufsvereinigung deutscher Vorgeschichtsforscher sprach, und Dr. Theodor Steche vom Kampfbund für Deutsche Kultur. Die deutsche Presse hat über den Verlauf des Streitgespräches ausführlich berichtet und sein Ergebnis zumeist sehr eindeutig festgestellt. Es scheint mir wichtig, dies Ergebnis zu sichern; deshalb habe ich diese Schrift geschrieben, — zumal ich in der halben Stunde, die mir zu Gebote stand, nur einen Teil dessen vorbringen konnte, was ich auf dem Herzen hatte.

Die Ura-Linda-Chronik hätte niemals die wahrlich unverdiente Teilnahme erwecken können, die sie in Für und Wider bei uns gefunden hat, wenn man hierzulande nur einigermaßen bekannt gewesen wäre mit der stattlichen Literatur, die sich in Holland über dem gefälschten Werke angesammelt hat. Sie ist nicht ganz leicht zu beschaffen; Edward Schröder hat mir freundschaftlich dabei geholfen. Wer sich in diese Schriften vertieft, findet bald, daß man dem Stoff vielleicht noch eine neue Beleuchtung geben kann, daß ihm aber neue Beweisgründe kaum mehr abzugewinnen sind, daß vor allem das rein Tatsächliche von den holländischen Gelehrten so weit wie irgend nötig aufgearbeitet worden ist. Als wichtigste Studien sind zu nennen: J. Beekering Dinkers „De onechtheid van het Oera Linda Boek“ (1876) und „Wie heeft het Oera Linda Boek geschreven?“ (1877); M. de Jong „Het geheim van het Oera Linda Boek“ (1927). Ihnen ist auch diese Schrift in erster Linie verpflichtet.

A. Hübner.

Mit Bleigewichten behängt tritt die Ura-Linda-Chronik den schweren Gang in eine Erörterung ihres Geschichts- und Quellenwertes an.

Da ist zunächst das Papier der Handschrift, die sich den Anschein gibt, als stamme sie aus dem 13. Jahrhundert. Holländische und deutsche Sachverständige haben es untersucht und sind zu dem übereinstimmenden Urteil gelangt, daß es sich um holländisches Maschinenpapier handelt, schwerlich älter als 1850. Dies Papier wurde künstlich gebräunt, allem Anschein nach durch Auftragen einer Farbe, im Bruche ist es weiß. Kein Zweifel, hier wollte einer täuschen. Das hat auch Herman Wirth vor kurzem noch anerkannt. Er sah die Sache so: Ein angeblicher Vorbesitzer der Handschrift, Hendrik Reuvers, ein Onkel jenes Cornelis over de Linden, aus dessen Händen die Ura-Linda-Chronik ans Licht gekommen ist, wollte das kostbare Gut seinem erbberechtigten Neffen nicht aushändigen, denn er vermutete in ihm die Nachricht von einem verborgenen Schatz. Er betrog also Cornelis um die echte Handschrift; der Sachverhalt ist nach Wirth der, „daß Hendrik Reuvers die (echte) Handschrift hat abschreiben lassen und diese Abschrift künstlich antik gemacht hat, indem er die Blätter in den Rauchfang hing“. Die echte Handschrift behielt Reuvers, die Abschrift händigte er Cornelis aus... Diese ebenso abenteuerliche wie undurchdachte und ins Sinnlose führende Theorie hat Wirth inzwischen fallen lassen. Und jetzt ist ihm die Handschrift „eine Abschrift (einer älteren Vorlage) vom Anfang des vorigen Jahrhunderts, hinter oder in dem Kamin aufbewahrt nach alter Hausart und daher rauchgeschwärzt“... Altväterlich und romantisch — aber unsinnig gegenüber dem Tatsachenbefund.

Weiter die Schrift. Sie gibt sich als Runenschrift, aber ein Blick genügt, um festzustellen, daß sie aus den Großbuchstaben unseres lateinischen Alphabets abgeleitet ist. Sie hat auch Zahlzeichen, und wieder zeigt ein Blick, daß es sich um die arabischen Ziffern handelt einschließlich der Null, die erst im Mittelalter in Europa auftritt. Die Runenhand-

Schrift, die hier vorgetäuscht wird, könnte also frühestens ins Mittelalter gehören. Aber es geht nicht einmal mit dem Mittelalter. Der Handschrift ist nämlich (unerhörte Gunst des Schicksals!) ein Leseschlüssel beigefügt, der die runischen Schriftzeichen in unverkennbarer Anlehnung an die Buchstabenfolge unseres Alphabets aus dem sechsseitigen Rad herauskonstruiert und der zu größerer Verdeutlichung neben die Buchstabenreihe der „Standschrift“, in der die Handschrift geschrieben ist, eine solche der „Runschrift“ d. h. Kursivschrift setzt. Und da zeigt sich denn, daß die Zahlzeichen der Form nach viel jünger sind als die mittelalterlichen und daß die Buchstaben der „Runschrift“ unwidersprechlich eine Hand des 18. oder 19. Jahrhunderts gezogen hat.

Wem die Spielerei dieser Runenschrift bis jetzt noch nicht aufgegangen ist, den sollte wenigstens die Bezeichnung „Runschrift“ stußig machen: hier wird in einer grotesken Etymologie das altgermanische Wort „Rune“, d. i. Geheimnis, zusammengebracht mit dem jungen niederländischen Wort „runnen“, das unserem „rennen“ entspricht oder dem lateinischen currere, wovon „kursiv“ kommt. Die „Runschrift“ schlägt also eine sprachliche Brücke zwischen der Runenschrift und der Kursive! Aber Herman Wirth bleibt ernst: „auf die Urheberchaft eines humanistischen Abschreibers und Bearbeiters der uralten Handschrift mag auch die Neugestaltung der Runenschrift und der Zahlzeichen zurückzuführen sein“. Man stelle sich das vor: am Anfang eine Urhandschrift aus der Karolingerzeit, offenbar in Runen geschrieben, diese Handschrift durch ein (oder mehrere) mittelalterliche Zwischenglieder dem „Humanisten“ des 17. Jahrhunderts vermittelt und in seinen Händen eine „Neugestaltung der Runenschrift“. Was heißt das? Dieser Mann des 17. Jahrhunderts hatte also entweder eine mittelalterliche Runenhandschrift vor sich (es wäre ein Unikum ohnegleichen); er konnte sie noch fehlerfrei lesen und gestaltete ihr Alphabet zu neuen Runenzeichen um. . . Oder er hatte eine Handschrift in mittelalterlicher Buchschrift vor sich und schuf für den Text eine neue und moderne Runenreihe, aber aus dem uralten Kultsymbol des sechsseitigen Rades heraus. . . Nein, dann schon lieber wie Ottema, der erste Herausgeber des Ura-Linda-Buches, der blindlings dem Fälscher ins Garn lief und eine Runenhandschrift des 13. Jahrhunderts vor sich zu haben glaubte.

Weiter die Sprache. Dem äußeren Bilde nach hat man ein altes Friesisch vor sich, aber was für ein Friesisch! Längen und Kürzen sind wild durcheinander geschüttelt, die starken und schwachen Verbformen,

die Fälle, die Endungen, alles kann tauschen. Etwa wie in dem Latein des Cornelis over de Linden: in hoc signia vincis, oder in seinem Französisch: qui se fait brebis, est manger du loup. Sieht man diese Sprache aber auf ihr Inneres hin an, also auf Wortbestand, Satzbau, Stil, dann kommt das Holländische, und zwar ein ganz junges Holländisch zum Vorschein: Wendungen wie 'von etwas überzeugt sein', 'von etwas begeistert sein', 'etwas zum Besten geben', 'sich in jemandes Arm werfen', 'in gutem Ruf stehen', 'jemandem seinen Segen geben', 'vor Neugier brennen', 'mit den Ketten klappern', 'von der Erde wegfegen' usw. usw. — all das gibt es nachweislich erst in der holländischen Sprache des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Sprache der Ura-Linda-Chronik ist kurz gesagt ein auf altfriesisch frisiiertes Neuholländisch, mit einem sparsamen Schuß Neufriesisch. Und wenn eine Frage offen bleibt, ist es höchstens die, ob die Komik, die an mancher Stelle dieses Sprachgemengfels durchschlägt, eine unfreiwillige oder beabsichtigte Komik ist. Wirth sucht sich mit einer verzweifeltsten Theorie zu helfen: „Wir wissen... nicht, ob der altfriesische Urtext schließlich zum Teil neufriesisch umgewandelt, holländisch überarbeitet und ob etwa einer der letzten Abschreiber versucht hat, das Ganze wieder ins Altfriesische zurückzuübertragen.“ Mit Verlaub: es fehlt eine englische Zwischenstufe; denn auch eine Reihe englischer Brocken weist die Ura-Linda-Chronik auf... Aber was dieser Theorie unweigerlich den Garaus macht, ist die einfache Beobachtung, daß die ältere Vorrede der Ura-Linda-Chronik vom Jahre 803 ein älteres Altfriesisch schreiben will als die jüngere vom Jahre 1256: „Liko tonomath ovira Linda“ heißt es etwa 803; „Hidde tobinomath oera Linda“ 1256. Wie hätte einer, der wohlmeinend aber stümperhaft einen jüngeren Text ins Altfriesische zurückübertrug, auf so feine Unterschiede verfallen sollen? Nein, hier läßt der Fälscher sich erwischen. Es ist eben immer dasselbe: junge Erfindung hängt sich einen alten Mantel um.

Endlich der Inhalt. Er ist ein Gemisch von Täuschung, Sinn und Unsinn, einem Unsinn freilich, der Methode hat. Für den Anfang nur eine Probe. Du wirst dich wundern, lieber Leser, aber es ist unzweifelhaft so: die Ura-Linda-Chronik weiß von der Sintflut an in der Welt Bescheid, sogar noch etwas darüber hinaus. Nach dem Zeugnis der Chronik hatten die alten Friesen nämlich ihre eigne Zeitrechnung, sie zählten vom Untergang Atlands, und der Schreiber des jüngeren Vorworts kannte im 13. Jahrhundert das Jahr von Atlands Untergang noch so genau, daß wir nachrechnen können. Das Vorwort schließt nämlich:

„Geschrieben zu Ejuwert, nachdem Atland versunken ist, das dreitausendvierhundertneunundvierzigste Jahr, das ist nach der Christen Rechnung das zwölffhundertsechsfünffzigste Jahr. Hidde zugenannt Ura Linda.“ Das führt auf das Jahr 2193 v. Chr. für Atlands Untergang. Halten wir daneben eine andere Rechnung: Niederländische Volkskalender in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts pflegten neben die Jahreszahl der christlichen Chronologie die entsprechende anderer Zeitrechnungen zu setzen. So steht z. B. auf einem Kalender vom Jahre 1850: „Seit der Sintflut 4043“. Zieht man ab, so gewinnt man als Datum der Sintflut wieder das Jahr 2193, — das Jahr von Atlands Untergang.

Und nun gehen uns die Augen auf, vielleicht auch über. Atland wird in der Ura=Linda=Chronik als Atland gedeutet, meint aber natürlich auch die antike Atlantis; so kommen also die biblische, die antike und die friesische Überlieferung überein!... Atland muß irgendwo im Osten gelegen haben, denn nach der Ura=Linda=Chronik ist es die Urheimat der gelben Rasse, der Sinnen. Die große Flut scheuchte sie nach Westen, und nun drücken sie auf die Ostflanke der Fryaskinder. Verlaß freilich ist auf diese Ortsbestimmung nicht. An anderer Stelle nämlich scheint es, als müsse man das versunkene Atland weit im Westen suchen, im Atlantischen Ozean oder noch weiter nach Westen zu. Ein Seekönig Inka nämlich zieht aus, weil er meinte, „daß vielleicht noch wohl ein hochgelegener Teil Atlands, in der Weise einer Insel, übrig geblieben sein könnte, wo er mit seinen Leuten friedsam leben möchte“. Sollte dieser Inka in Peru gelandet sein?... An dem zeitlichen Halt des Sintflutjahres 2193 also ist das ganze Geschehen der Ura=Linda=Chronik aufgehängt, und Wirth traut diesem Halt. Von ihm aus berechnet er die großen geschichtlichen Erlebnisse des Fryavolkes in der Bronze- und Eisenzeit bis aufs Jahr genau. Er stellt z. B. fest, daß die Niederlassung friesischer Scharen in Indien 1551 v. Chr. stattgefunden hat. Zur Zeit Alexanders des Großen, also nach mehr als 1200 Jahren, suchten und fanden diese „Indofriesen“ den Weg in ihre unvergessene Heimat zurück.

Wahrhaftig, es gehört Mut dazu, von dem „Geschichts- und Quellenwert der Ura=Linda=Chronik“ zu reden; aber man sieht, Wirth hat den Mut.

*

Klären wir zunächst das Dorf. Was ist die Ura=Linda=Chronik? Dorausgeschicht muß werden, daß man aus dem Wirthschen Buche

keinen genügenden Eindruck gewinnen kann. Wirth unterdrückt nicht nur im einzelnen viele sprechende Züge, sondern auch im großen läßt er Partien aus oder drängt sie stark zusammen, die für das Gesamtbild von entscheidender Bedeutung sind. Man muß sich also an die friesisch-holländische Ausgabe von Ottema halten. Sie wahrt den Charakter der Familienchronik, die das Ura-Linda-Buch sein will. In einer friesischen Familie, die heute „over de Lindens“, in der Chronik (mit einer für das Altfriesische unmöglichen Form) „ovira“ oder „oera Linda“ heißt, hat sich angeblich ein altes Hausbuch fortgeerbt, das in looserer Folge Aufzeichnungen von Vorfahren dieser Familie aus dem sechsten bis ersten vorchristlichen Jahrhundert enthält. Den Anfang macht das „Buch der Adela und ihrer Solger“. In dieses Buch sind umfangreiche Stücke eingelegt, die noch weit über das 6. Jahrhundert zurückführen. An den Wänden friesischer Burgen war nämlich die älteste Geschichte, war die Gotteslehre, waren die Rechtsurtheile des Fryavolkes eingegraben. All das ist in Adelas Buch übergeschrieben; so führt es uns also bis nahe an das Jahr von Atlands Untergang heran, aber etliche Erinnerungen reichen noch darüber hinaus. Ein gutes halbes Duzend von männlichen und weiblichen Gliedern der vorchristlichen Ureltern der over de Lindens kommt so zu Wort; ihre Aufzeichnungen bieten zum Theil die Geschichte, die sie mit erlebt haben, zu gutem Theil aber auch die Gedanken, die sie sich über das Weltgeschehen gemacht haben: die Ura-Linda-Chronik gibt sich halbwegs als ein philosophisches Buch. Zwei Vorwörter gehen voran. In dem älteren von 803 mahnt Liko ovira Linda seine Erben, das Buch vor Pfaffenaugen zu hüten; in dem jüngeren von 1256 wendet sich Hidde oera Linda an seinen Sohn Ofke, gibt ihm den Auftrag, die Bücher zu hüten und abzuschreiben, und gibt diesen Auftrag zugleich den folgenden Gliedern des Geschlechts. Von diesen hat sich keiner mehr in dem Buch verewigt. Wie es vorliegt, beginnt es mit der Vorrede Hiddes aus dem 13. Jahrhundert. Wer es gutgläubig in die Hand nimmt, muß es als eine Abschrift des 13. Jahrhunderts verstehen. So hat es der Herausgeber Ottema denn auch getan.

Inzwischen ist aber aus Papier, Schrift, Sprache und vielen inhaltlichen Bestandteilen die jüngere Entstehung der Handschrift deutlich geworden. Wirth muß also eine andere Stellung beziehen, und das ist die folgende: nach dem Väterauftrag ist die Handschrift auch in jüngeren Jahrhunderten noch von den over de Lindens abgeschrieben worden, „wir wissen nicht wie oft“. Folgende Stufen sind nach Wirth erkennbar:

Kodex A, die Urhandschrift, verfaßt von Lifo 803 n. Chr.; Kodex B, verfaßt von Hidde 1256 n. Chr.; Kodex C, verfaßt von einem Humanisten im 17. Jahrhundert; Kodex D verfaßt von einem Mann, der aufklärerische Schriften benutzte, zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Wir wollen uns einmal die innere Unwahrscheinlichkeit dieser Urväterhandschrift gefallen lassen, die in der ganzen Welt nicht ihresgleichen hätte. Wir wollen auch einmal hinweggehen über den Einspruch der Prähistoriker, die den Boden Hollands sozusagen durchsiebt haben und nicht einen Stein finden konnten von jenen Inschriftentafeln, mit denen nach der Ura-Linda-Chronik die Burgen des alten Frieslands förmlich bedeckt gewesen sein müssen. Wir wollen die Wirthsche Hypothese nur für sich selbst betrachten, und es ist deutlich: sie bricht in sich auseinander. Bis ins 13. Jahrhundert n. Chr. ist das kostbare Familiengut der uralten Väterhandschrift treu bewahrt worden über mehr als anderthalb Jahrtausende; stolz nannte jeder Sortseker seinen Namen. Aber seit dem 13. Jahrhundert werden die over de Lindens pietätlos und heimlich, sie setzen nicht fort mehr, sondern sie modeln das alte Erbe um, innerlich und äußerlich. Schon Hidde hat nach Wirth dies und jenes eingeschwärzt, der Humanist hat das Ganze tiefgreifend bearbeitet, der Mann des 19. Jahrhunderts hat aus einem französischen Aufklärer interpoliert, die Lettern sind umgesetzt worden, die Sprache hat sich viermal geändert, und das Merkwürdigste: bei jeder der vielfältigen Ab- und Umschriften seit dem 13. Jahrhundert blieb immer nur die Neugestaltung über, die Vorlage verschwand spurlos — obgleich es altes Vätererbe war.

Dies ist es, was wir aufweisen wollen: nicht nur die gläubige Phantastik der Voraussetzungen, sondern den Mangel an Logik, Klarheit und Schärfe des Denkens bei dem jüngsten Herausgeber.

Wirth nimmt also Einschübe und Bearbeitungen von verschiedenen Händen an, aber unter der Hülle liegt „der echte Kern“. Mit dieser Auffassung ist Wirth schon 1923 hervorgetreten, ohne daß die holländischen Gelehrten es der Mühe für wert hielten, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Das ist Wirths These von der „Quellenechtheit“ der Ura-Linda-Chronik. Er hat zwar niemals klar ausgesprochen, was er für echt und was er für unecht hält; leider nicht, sonst könnte man ihn noch fester in die Zange nehmen. Aber nach der Ausgabe und dem Kommentar des Ura-Linda-Buches läßt sich sein Standpunkt etwa folgendermaßen bestimmen: löst man ab, was durch die Einschaltungen und Überarbeitungen seit dem 13. Jahrhundert hinzugekommen ist, dann hat man den „echten Kern“.

Das würde besagen: der ganze Grundstoß der Ura-Linda-Chronik ist echt, die Gotteslehre, die Rechtsatzungen, die Nachrichten über die vorgegeschichtlichen Ereignisse.

Dies ist die Wirthsche Position, die schon nach dem, was bis jetzt aufgedeckt wurde, für einen Gelehrten im Grunde nicht mehr erörterenswert ist, die aber um des Wirthschen Prophetentums und seiner Anhängerchaft willen heute erörtert werden muß.

*

Nimmt ein Gelehrter einen alten Text in die Hand, so ist das Erste, daß er diesen Text selber sprechen läßt und unbefangen aufnimmt, was er über sich ausagt. Ist es ein Text, bei dem der Verdacht besteht, daß eine Mehrzahl von Händen beteiligt ist, daß Schichten übereinander liegen, so verstärkt sich die Nötigung, durch eine Untersuchung von innen her den Charakter des Werkes aufzuhellen. Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Die Ura-Linda-Chronik offenbart sich als eine in sich geschlossene, einheitliche Schöpfung; die Arbeitsweise des Fälschers, seine Bauprinzipien sind unschwer zu erkennen.

Hinter den scheinbar lose und zufällig aneinandergereihten Aufzeichnungen der Ura-Linda-Chronik steht, was zuerst de Jong ausgesprochen hat, in Wirklichkeit ein klarer Plan, eine Art Kulturphilosophie pessimistischer Haltung. Vor Atlands Untergang hatten auch die Friesen ihre paradiesische Zeit: „Ehe die arge Zeit kam, war unser Land das schönste in der Welt ... Die Jahre wurden nicht gezählt, denn das eine Jahr war so freudig wie das andere.“ Ein mythisches Zeitalter geht also dem geschichtlichen voraus. Und die Leitschnur für das geschichtliche Zeitalter ist diese: die freiheitliche Volksmütterverfassung des Anfangs verfällt, um dem autokratischen Königtum Platz zu machen. Adela ist der Richtpunkt für jenen, Sriso für diesen Kulturzustand der Friesen, wie in der Stammutter Frya die mythische Zeit verkörpert ist. Große Naturkatastrophen setzen die Zeitalter gegeneinander ab. So ist denn die Chronik auch nur scheinbar Fragment: sie schließt mit der Zeit, wo die geschichtlichen Zeugnisse zu sprechen beginnen, um sich noch für ein Stückchen mit den alten friesischen Chroniken zu überschneiden. Die Sabelerei weiter zu treiben, hatte keinen Sinn.

Das wichtigste Bauelement lieferte dem Fälscher die Sprache. Er hat ein sehr intimes, wenn auch grobdrächtiges Verhältnis zu ihr und macht sich über alles Mögliche, was mit Sprache zusammenhängt, seine Ge-

danken, freilich auf die Weise eines Ungeleschten. Die Frage, wie die Sprachentrennung in die Welt gekommen ist, füllt ein ganzes Kapitel. Die Beobachtung, daß die einheimische Sprache durch fremde Eindringlinge ihre alte Reinheit verliert, macht ihm das Herz schwer. Er hält sich darüber auf, was gutes und was schlechtes Friesisch ist. Er ergibt sich vor allem, ein bekanntes Merkmal einfältiger Sprachbetrachtung, dem was wir heute Volksetymologie nennen. Der Fälscher etymologisiert, was ihm unter die Finger kommt, mit Vorliebe Volks- und Personennamen, und aus den abenteuerlichen Namendeutungen ergeben sich ihm die phantastischsten Geschichtsbilder.

Ein Beispiel. Der Fälscher weiß, daß Sinnen und Magyaren dem Blute nach zusammengehören (eine Erkenntnis, die nebenbei erst im späten 18. Jahrhundert wissenschaftliches Allgemeingut geworden ist). Mehr braucht er nicht an tatsächlichem Wissen, um seine Phantasie spielen zu lassen. Nun etymologisiert er: „Magyaren“ hängt mit „Magier“ zusammen. Magier sind Zauberer, also werden die Magyaren zu einer zauberkundigen, abergläubischen Priesterkaste der Sinnen. Sie haben einen Oberpriester, den „Magy“ (es ist deutlich, wie sein Name zustande kam). Dieser Magy ist eine Art Priesterkönig, der sein Volk in Aberglauben und Unterdrückung hält, er ist der große Gegenspieler Sryas. Der Kampf der Sinnen, des Magy und seiner Zauberreligion gegen den lichten Monothemismus der Sryasfinder beherrscht nun aber die ganzen geschichtlichen Teile der Ura-Linda-Chronik. . . . Man sieht, es braucht für die blühende Phantasie des Fälschers nur bescheidene Keimpunkte, um große Geschichtsbilder aus ihnen wachsen zu lassen.

Ein anderes Beispiel. Von der Urgeschichte der Slawen weiß der Fälscher so wenig wie wir: es ist ein eignes Volk irgendwo im Osten der Germanen. Dem Mangel tatsächlicher Kenntnis hilft die Etymologie ab: Slawen oder Slawonier, das kann nur zu niederländisch „slaw“ d. i. Sklave gehören. Also beginnt er: „In früheren Zeiten wußten die slawonischen Völker nichts von Freiheit“; Fürsten und Priester hielten sie in Sklaverei und schickten sie in die Bergwerke. Erst friesische Verbannte und Seeleute gaben ihnen einen Begriff von Freiheit. Sie wurden auffällig usw. usw. — wieder entwickelt sich aus einem schmalen Ansatze ein breiter erzählerischer Zusammenhang.

Noch ein drittes, anders geartetes Beispiel. In den nachgelassenen Schriften des Minno (das ist der kretische Minos!) findet sich ein Kapitel, das über das Recht philosophiert. Da werden lang und breit die

friesischen Wörter „ewa“ (Gesetz), „elif“ (gleichmaßen), „evin“ (eben, gerade) miteinander in Beziehung gebracht. Auch das Friesische „e“ (Wasser) wird ins Spiel gezogen: „Wird das Wasser verstört, so wird es 'unewa' (uneben), unrecht (ungerade), aber es neigt 'ewig' dazu, wieder 'eben' zu werden.“ Und die Nutzenwendung ist: „Wollen die Menschen also Gesetz- und Rechtsfazungen machen, die allein gut bleiben und alleweg, so müssen sie gleich sein für alle Menschen.“ Das Ganze hängt offenbar an einer kurzen Anmerkung aus Dolneys „Ruinen“, einem Buch, über das noch zu reden sein wird. Dolney spricht davon, daß die Idee der Gerechtigkeit die der Gleichheit einschließt, und fügt unter dem Text die Note bei: „Les mots retracent eux-mêmes cette connexion: car aequi-librium, aequitas, aequa-litas, sont tous d'une même famille; et l'idée de l'égalité physique de la balance est le type de toutes les autres.“

Das also ist die Rolle der Etymologie in der Ura-Linda-Chronik: sie ist das vornehmste fabelbildende Bauprinzip, aber sie ist selber nur ein Stück aus einem viel weiter greifenden sprachlichen Interesse. Und wie deutet sie Herman Wirth? Hier glaubt er dem „humanistischen Bearbeiter“ auf der Spur zu sein. Deshalb läßt er uns die meisten dieser Etymologien gar nicht erst vor Augen kommen. Schade, denn so entgeht dem Leser manche Quelle der Erheitung. Nun ist es freilich so: gewisse Etymologien stecken ganz tief in der Erzählung, andere weniger tief und noch andere kann man herauslösen, ohne daß die Erzählung Schaden leidet. Aber es ist natürlich ein unmögliches, vielleicht sogar verdächtiges Verfahren, wenn Wirth die törichtesten Etymologien streicht und die weniger törichten stehen läßt. Eine Probe: „Da unser Land so geräumig und groß war, hatten wir viele absonderliche Namen. Diejenigen, welche saßen östlich von den 'Niederer Marken' (Dänenmarken) wurden Jutten geheißer, [weil sie vielfach nichts anderes taten als Bernstein jutten (d. h. am Strande suchen)]. Die, welche saßen auf den Inseln, [wurden Letten (Urtext: Lētne) geheißer, weil sie meist verlassen (Urtext: vrlēten) lebten. Alle Strand- und Küstenbewohner von den Dänenmarken herab bis an den Sandfall, jetzt Schelde,] wurden Stjurar (Steurer), Seekämpen und Angelaren geheißer. [Angelaren nannte man früher die Außenfischer, weil sie allein mit Angelstock oder Bandangel fischten und keine Neze hatten.] Die, welche von dort bis zu dem nächsten Krefaland saßen, wurden bloß Kadheimer genannt, weil sie nie hinausfuhren, [sondern am Kade (d. h. Kai) blieben]. Die, welche in den Hohen Marken saßen,

welche an die Twisflande grenzten, wurden Sachsmänner geheißten, aus dem Grunde, weil sie immer gewappnet waren wider das wilde Getier und die verwilderten Britten (Britten).“ Was in eckigen Klammern steht, hat Wirth ausgelassen.

Wo bleibt da gerades Denken, Sauberkeit und Methode? Entweder reitet der „Humanist“ das sprachliche Steckenpferd, dann muß man alle Etymologien (ihre Familienähnlichkeit ist unverkennbar) aus dem Buch herausziehen, — und die Ura=Linda=Chronik fällt in sich zusammen. Oder aber sie sind alle echt, dann reiten alle vorchristlichen Friesen und Friesinnen, die zu der Chronik beigesteuert haben, dasselbe etymologisch interessierte und sprachlich gedrillte Steckenpferd. Oder endlich: wir haben einen Fälscher vor uns, der einen besonderen Tact aufs Sprachliche hatte und ihm buchstäblich Seite für Seite frönt. Man muß blind sein, um die Einheit der gestaltenden Persönlichkeit nicht zu merken, die allein von diesem Blickpunkt aus sich offenbart.

Aber das ist nur eins. Solcher von vorn bis hinten durchstehenden Bagedanken und Gestaltungselemente gibt es mehr. Nehmen wir noch eine Erscheinung, die mit dem sprachlichen Interesse des Fälschers in unverkennbarem Zusammenhang steht. Es ist das Prinzip des „Heroseponymos“. So nennt man die mythologische Vorstellung, wonach ein Volk seinen Namen auf eine bestimmte historische oder mythische Persönlichkeit zurückführt. Wie nach griechischer Sage die Jonier ihr Geschlecht von Ion herleiten (auch die Ura=Linda=Chronik weiß das), so die Friesen von Frya, die Finnen von Finda, die Lyder von Lyda, die Kelten von Kelta, die Franken von einem König Frank, die Germanen (Gertmannen) von einem Führer Gert. Es ist schon richtig, daß der Fälscher dies Prinzip mittelalterlichen oder humanistischen Chronisten absehen konnte. Und wenn der Fürst Friso seinen Schwager Hetto (d. h. nach der Ura=Linda=Chronik „den Heißen“) nach Kattaburg tief in den Sachsenmarken schickt, so ist das die alte gute Art, sich die Namen der „Hessen“ und der „Katten“ zu deuten. Aber hier verzichtet Wirth darauf, den Humanisten zu bemühen. Sehr mit Recht; denn wieder würde die Ura=Linda=Chronik in sich zusammenfallen, wenn man das Prinzip des Heroseponymos herauszöge.

Fügen wir noch ein Gestaltungselement an, das den inneren Zusammenhang mit dem vorigen nicht verleugnen kann. Das ideale Volk der Urfriesen huldigte nach der Ura=Linda=Chronik einem reinen Monotheismus. Dann blieb dem Fälscher oder Kulturphilosophen die Aufgabe

zu erklären, wie die Vielsältigkeit der Götter bei den alten Germanen und in der antiken Welt aufgekommen sei. Und wieder führt er auf Biegen und Brechen ein Erklärungsprinzip durch. Er versteht die ganze Götterwelt „euhemeristisch“, will sagen: die Götter der alten Religionen sind vergöttlichte Menschen. Es ist hier nicht darüber zu reden, wie weit das richtig ist oder nicht. Wohl aber muß festgestellt werden, daß der Euhemerismus des Fälschers eine sich gleichbleibende Note hat (und sie läßt schon tiefer in sein Herz sehen): es ist nämlich immer selbstüchtiger Priesterbetrug, der den Menschen zum Gott erhöht hat. So faßt er nicht nur Buddha und Jesus, sondern auch Wodin, der erst ein König war, dann durch die Ränke des Magy zum Gott gemacht wurde. Ebenso Tünis, der erst ein Seefämpe war, dann als Neptunus unter die Götter erhoben wurde, ausgerechnet von phönizischen Priestern. Minerva, Diana, Apoll, alle treten sie uns in der Ura-Linda-Chronik als Menschen entgegen. Auch einen umgekehrten Euhemerismus kennt das Buch. Der Fälscher weiß um die Dea Nehalennia, von der man an der Scheldemündung zahlreiche Totinsteine aus römischer Zeit gefunden hat; er verwandelt sie zurück in die Burgmaid Nyhellenia. Der Fälscher weiß von den matronae, keltisch-germanischen Schutzgottheiten, die am Rhein und in Gallien verehrt wurden. Er verwandelt sie zurück in die „Mütter“ aus Fleisch und Blut, die die Ura-Linda-Chronik bevölkern. Wieder ist die Einheit des Gestaltungswillens so aufdringlich deutlich, daß man sich nicht dem Schluß entziehen kann: es ist eine Phantasie, die das Ura-Linda-Buch gesponnen hat.

*

Man könnte diese Einheit auch noch mit anderen Zeugen beweisen: von der darstellerischen, von der stilistischen Seite her. Dieselben erzählerischen Motive wiederholen sich im Großen wie im Kleinen. Die Ura-Linda-Chronik hat auch von Ereignissen aus dem Mittelmeerkreis oder dem fernen Orient zu berichten. Wie soll das eingefügt werden? Der Fälscher hat ein einfaches Rezept: Es erscheint eines Tages vor Friesland eine Flotte von drei Schiffen, gelegentlich sind es auch mehr; ihre Besatzung berichtet, und alsbald wird die Kunde schriftlich festgehalten. Aus Indien schreibt auch einmal einer einen Brief mit einer Beschreibung des Landes. Leider läßt Herman Wirth ihn aus, „als spätere Bearbeitung eines nicht mehr festzustellenden Kernes“ Ein Abschnitt aus Minnos Schriften schließt emphatisch: „(Das neidische Volk Sindas wird kommen),

eure Sitten zu verderben und zuletzt Sklavenbande um jedwedens freien Hals zu schlingen.“ Und in einem Briefe der Altmaid Rika heißt es nicht minder emphatisch: „Fürder müssen alle aufstehen und Sindas Volk von Fryas Erbe vertreiben. Wollen sie das nicht tun, so [werden sie Sklavenbande um ihre Hälse kriegen, es] werden die fremden Herren ihre Kinder mißbrauchen und geißeln lassen, bis das Blut sidert in eure Gräber“. Wenn Rika nicht abgeschrieben hat, dann hat der Fälscher sich wiederholt. Leider läßt Wirth den eingeklammerten Satz weg.

Eigen ist die stilistische Haltung des Ura=Linda=Buches. Ganz sichtlich hat sich der Fälscher bemüht, um den Leser zu nasführen, diesem oder jenem Stück eine etwas abgehobene Stilform zu geben. Aber die tiefere Einheit ist auch hier unverkennbar und unter Beweis zu stellen. Am stärksten heben sich einige „lyrische“ Partien heraus, wie man längst gesehen hat. In Holland glaubte man sogar, freilich vor Jahrzehnten, dafür den Dichter Fr. Haverschmidt bemühen zu müssen. Eine Probe: „Frya war weiß gleich Schnee am Morgenrot, und das Blau ihrer Augen überwand das des Regenbogens. [Schöne Frya.] Wie die Strahlen der Mittagsonne glänzten ihre Haare, die so fein waren wie Spinngewebe. [Säbige Frya. Entschlossen sich ihre Lippen, dann schwiegen die Vögel und keine Blätter bewegten sich mehr. Gewaltige Frya. Durch die Kraft ihrer Blicke streckte sich der Löwe vor ihren Füßen nieder und hielt die Otter ihr Gift zurück. Keine Frya.] Ihre Speise war Honig und ihr Getränk war Tau, gesammelt aus den Blüten der Blumen.“

Was eingeklammert ist, läßt Wirth aus. Sehr mit Recht, denn Löwen in Friesland sind immerhin bedenklich . . . Aber es geht uns um den Stil. Jeder Kundige hört sofort, daß das die süßlich=empfindsame Tonart ist, wie sie in der Publikumliteratur des älteren 19. Jahrhunderts zuhause ist, etwa Marke Marlitt. Aber Wirth sieht hier den „Humanisten“ am Werk, der natürlich wieder nur eine „ältere schlichtere Überlieferung“ überarbeitet und erweitert hat. Ein laienhafteres Urtheil ist gar nicht vorstellbar. Es erinnert an die Behauptungen des Etymologen Wirth, der das friesische „acht“ (d. i. Volksversammlung) mit dem Zahlwort „acht“ zusammenbringt, der das friesische „wrald“ (d. i. Welt) mit der „Urjilbe“ ur= gebildet sein läßt, der es für wahrscheinlich hält, daß die „Sefempa“ (Seeekämpen), die „Angelari“ (Angler) der Ura=Linda=Chronik die Vorstufe bilden zu den Sugambri und Anglii der antiken Überlieferung. Die etymologischen Kunststücke seines „Humanisten“ haben in ihm eine Auferstehung gefunden. Und es gibt Menschen, die ihm das alles glauben.

Aber kommen wir zu etwas Wichtigem. Fragen wir die Ura-Linda-Chronik nach ihrer gedanklichen Haltung, nach ihren weltanschaulichen Hintergründen. Um wieder das Ergebnis vorwegzunehmen: Auch hier ist die Einheit da; die Ura-Linda-Chronik ist tief verwurzelt im geistigen Gut und der Gedankenwelt der Aufklärung und des Rationalismus, dieser Aufklärung, die im 18. Jahrhundert ihre Entfaltung, im 19. Jahrhundert ihre Auswirkung gefunden hat. Schon jener Euhemerismus ist bezeichnend, ein an sich nüchternes und verstandesmäßiges, aber in der groben Form der Ura-Linda-Chronik völlig seelen- und fühllos gewordenes Deutemittel, das natürlich auch im 18. und 19. Jahrhundert in Blüte stand.

Die Religion der Ura-Linda-Chronik ist ein Monotheismus, aber ein eigentümlich kalter, abstrakter, im Grunde unsinnenhafter Monotheismus. Gott ist in eine gehörige Entfernung vom Menschen gerückt; was sie überbrückt, sind rein geistige Beziehungen, Gebet und Dank. Der Mensch soll Gott nicht unnötig bemühen, er soll sich auf sich selbst verlassen. Mit Händen ist zu greifen, daß hier die Vernunftreligion des 18. Jahrhunderts Modell gestanden hat, diese Vernunftreligion mit deistischem Geschmaç und pantheistischem Anflug: „Daß jedes Geschöpf ein Teil von Wraldas unendlichem Wesen ist, das haben sie von uns ergafft“. „Was also unseren Umfang betrifft, sind wir ein Teil von Wraldas unendlichem Wesen, wie der Umfang alles Geschaffenen.“

Einer der Lieblingsgedanken des Sälzers ist die angebliche Unsinnigkeit alles dessen, was an Kulte, Riten, Dogmen in den außerfriesischen Religionen steckt. Einer der Lieblingsgedanken aufklärerischer Religionsphilosophie ist ebenfalls die angebliche Torheit, Überflüssigkeit, mindestens Gleichgültigkeit dessen, was die geschichtlichen Religionen trennt. Der Sälzer ist ein aufklärerischer Polemiker, und zwar ein handfester. Eine Stelle für viele: „(Die arglistigen Priester in Griechenland) gingen alle weg, auch zu den nahen Krefalanden bis zu den Alpen, um zu künden, daß der oberste Gott geruht hätte, seine weise Tochter Minerva, zugenannt Nyhellenia, unter die Menschen zu senden, über das Meer mit einer Wolke, um den Menschen guten Rat zu geben und damit allmächtig, der auf sie hören wolle, reich und glücklich und einst Herr über alle Königreiche der Erde werden solle. Ihr Bildwerk stellten sie auf ihre Altäre oder verkauften es den dummen Menschen; sie verkündeten alleweg Ratsschläge, welche sie nimmer erteilt hatte, und erzählten Wunder, die sie nimmer getan hatte ... Sie stellten auch Maiden unter ihre Hut, die

scheinbar unter der Hut von Gesta, unserer ersten Mutter, waren, um über das heilige Licht zu wachen. Aber das Licht hatten sie selber entzündet, und anstatt die Maiden weise zu machen und nach dem unter das Volk zu senden, um die Siechen zu pflegen und die Kinder zu lehren, machten sie sie dumm und im Lichte dunkel, und sie durften niemals herauskommen.“ De Jong behauptet, daß es sich hier um eine persiflierende Polemik gegen den Mariendienst und die Nonnenklöster der Katholischen Kirche handle. Hat er recht oder nicht?

Die Vernunftreligion des Fälschers ist kultlos. Ab und zu begegnen Tempel, „Kirchen“ genannt, freilich als üble Einfuhr von den Sinnen. Aber auch dann weiß der Freigeist von Fälscher nur ihre Bilder zu schelten. Es fehlt der Kult, der zum Tempel gehört. Höchstens die ewige Lampe wäre auszunehmen, die die Volksmutter Gesta angezündet hat, und an der die übrigen Maiden ihre Lampen entzünden. Selbstredend hat Vesta mit den Vestalinnen bei dieser Erfindung Pate gestanden. Schon der Name sagt es, es ließe sich auch noch genauer begründen. Immerhin, hier erscheint wirklich ein Kult, und er hat ein tiefsinniges Symbol. Aber wie deutet der Fälscher die Lampe? Frya, die Stifterin des Kultes, sagt: „Deren Licht wird dann ewig euer Denken erhellen.“ Da ist wieder der rationalistische Pferdefuß.

Wie diese Vernunftreligion ohne Kult ist, so ist sie im Grunde auch ohne Mythos. Denn die Frya-Mythologie wollen wir beiseite lassen, weil Wirth dabei selber nicht wohl ist und wieder sein Humanist herhalten muß. Es ist auch eine Zumutung, diese Halbgöttin Frya, die „Stamm-mutter der nordischen Rasse“, die auf dem Wege der Himmelfahrt zu ihrem Wachstern entrückt wird, mit einem Bliß das Wort „Wache“ an den Himmelsraum schreibt und ihrer Dienerin Gesta von oben her zuruft: „Nimm den Stift und schreibe die Dinge, die ich nicht sagen konnte“ ... Mehr echte Substanz hat für Wirth der Schöpfungsmythus. Aber dieser Schöpfungsmythus zeigt sich ja deutlich abhängig von dem biblisch-jüdischen! Aus Staub sind die drei Maiden Lyda, Sinda, Frya, die Urmütter des Menschengeschlechtes, geschaffen, und „da sie bloß kamen, speiste Wralda sie mit seinem Odem“. Es gibt schon merkwürdige Ironien in der Welt.

Vielleicht würde Wirth sich helfen, indem er solche unbequemen Züge dem „Humanisten“ in die Schuhe schiebt, diesem geduldigen Sündenbock. Aber das verfängt nicht. Denn jeder aufmerksame Leser muß empfinden, wie stark die Ura-Linda-Chronik von der Bibel abhängig ist, stofflich und

im Ausdruck. Wo der Sälſcher über ſeinen Geiſt-Gott Wralda etwas ausſagt, wo er dieſem überſinnlichen Weſen Begriff und Farbe gibt, ſieht er ſich überall zurückgeworfen auf Formulierungen der Bibel.

Eine Probe: „Allen Gutes minnenden Sryasfindern ſei Heil! Denn dadurch wird es ſelig werden auf Erden: Lehre und künde den Völkern. — Wralda iſt das Allerälteſte, Überälteſte, denn Es ſchuf alle Dinge. Wralda iſt alles in allem, denn Es iſt ewig und unendlich. Wralda iſt überall einwärtig, aber nirgends zu beſehen: darum wird dieſes Weſen Geiſt geheißen. Alles, was wir von Ihm ſehen können, ſind die Geſchöpfe, die durch Sein Leben kommen und wieder hingehen: Denn aus Wralda kommen alle Dinge und kehren alle Dinge wieder. Aus Wralda kommt der Anfang und das Ende, alle Dinge gehen in ihm auf. Wralda iſt das eine allmächtige Weſen, denn alle andere Macht iſt von ihm entliehen und kehret zu Ihm wieder. Aus Wralda kommen alle Kräfte, und alle Kräfte kehren zu Ihm zurück. Darum iſt Er allein das ſchaffende Weſen, und da iſt nichts geſchaffen außer Ihm.“

Eine andere Probe: „Dies Geſchenk (die Sprache) hatte Wralda den Menſchen gegeben, damit ſie einander dadurch kennbar machen könnten, was man meiden muß und welchen Dingen man nachſtreben muß, um Seligkeit zu finden und Seligkeit zu behalten in aller Ewigkeit.

Noch eine Probe: „Ihr habt geſehen, wie bald ich Hilfe verließ. Tut alſo deſgleichen mit eurem Nächſten. Aber zaudert nicht, bis man Euch gebeten hat. Die Leidenden würden euch fluchen, meine Maiden würden euren Namen auslöſchen aus dem Buch und ich würde euch gleich Unbekannten abweiſen müſſen.“

So könnte man fortfahren. Iſt das bibliſch oder nicht?

*

Aber nehmen wir unſeren Saden wieder auf. Auch darin iſt die Ura-Linda-Chronik aufkläreriſch, daß des Verfaſſers Gotteslehre im Grunde weniger Religion iſt als Moral. Auf die Tugend kommt es an; dieſes Wort (frieſiſch „düged“) führt das Buch immer wieder im Munde. Das Tugendideal iſt ausgeſprochen rationaliſtiſch: Tugend beſteht in Maßhalten und Selbſtbeherrſchung. Tugend iſt, daß man ſeiner Lei-denſchaften Herr wird und ſie durch die Vernunft regiert. Die Grundlehre dieſer eiſenzeitlichen Moral iſt: Sei hilffreich! Und ſie wird gelegentlich

ausgemalt in Geschichten, die Moral triefen wie eine zopfige Gellertsche Sabel. Die Tugend ist lehrbar, genau wie die Religion. Den Fryasfindern ist eine Missionsaufgabe in der Welt zudedacht. Sie sollen die fremden Völker ihre Religion, ihre Sitte, ihre Gesetze, ihre Moral, ihre Weisheit lehren — das wäre die Bürgschaft für das allgemeine Völkerglück.

Schon rein vorabelmäßig zeigt sich, wie tief die Ura=Linda=Chronik in der Aufklärung französischer Färbung steckt. Der Fälscher kann seinen Helden und Heldinnen kein größeres Lob spenden, als daß er sie klarsehend („klársjande“) nennt oder ihnen Klarsichtigkeit („klársjanhéd“) nachrühmt. Das sind Übersetzungen von clairvoyant und clairvoyance. „Klar“ und „Klarheit“ sind überhaupt Lieblingswörter des Fälschers. Natürlich fehlt auch „aufklären“ (éclairer), das Stichwort der Zeit, nicht; Frya selber sagt, als sie den Lampentult einsetzt: „Das Licht wird ewig euer Hirn aufklären (jowe bryn vpklarja)!“ „Tugend“ und „Weisheit“ gehen Arm in Arm durch die ganze Ura=Linda=Chronik. Das ist vertu et sagesse. Ihre Feinde sind auf der einen Seite die „Leidenschaften“, les passions, vor allem die „Gierigkeit“, la cupidité, und auf der anderen Seite die „Dummheit“, l'ignorance oder la sottise, worin bekanntlich die französische Aufklärung den eigentlichen Feind des Menschengeschlechtes sah. Das sind nicht etwa herausgepflückte Stellen, sondern auf diesen Begriffen ruht das sittliche Gefüge der Ura=Linda=Chronik. Man lese selber nach.

Es ist nicht zu verwundern, daß man in Holland das Buch schon vor längerer Zeit mit der Freimaurerei in Verbindung gebracht hat, ja geradezu eine „Freimaurerbibel“ in ihm sehen wollte. Der holländische Großmeister des Ordens J. H. Carpentier Alting hat sich dazu folgendermaßen geäußert: „Daß seine (des Schreibers der Ura=Linda=Chronik) Gedanken Humanität atmen und insofern freimaurerisch sind, ist unzweifelhaft, daß seine Aussprüche „scheelsüchtige Freimaurerei“ (malcontente maçonnerie) atmen, ist unrichtig. Daß aber das Buch ein „freimaurerisches Dokument“ genannt wird, scheint uns trotzdem anfechtbar, obgleich festgestellt werden kann, daß der Verfasser ein freimaurerisch denkender und fühlender Mann gewesen ist.“ Das trifft die Sache. Im engeren Sinn freimaurerische Züge sind in der Ura=Linda=Chronik nicht zu finden; aber das Buch läßt mit aller Klarheit den weltanschaulichen Standort seines Verfassers erkennen. Ihm ruht das Leben im Wissen. Er ist ein Freund der Bildung und ein Feind der Waffen, ein echter Sohn des humanitären Zeitalters. In die Sprache der Ura=Linda=Chronik

übersetzt ergibt das Vorschriften wie diese: „Die, welche streiten mit Waffen in ihren Händen, können nichts ersinnen und weise verbleiben: darum fügt es sich, daß kein König Waffen führt in dem Streit. Seine Weisheit muß seine Waffe und die Liebe seiner Kämpen muß sein Schild sein.“ Oder: „So wenn unsere Nachbarn ein Teil Land oder Wasser haben, das uns gut scheint, so fügt es sich für uns, daß wir es zu Kauf fragen; wollen sie das nicht tun, dann muß man sie das behalten lassen. Das ist nicht Fryas Rat, und es würde unrecht sein, es abzuhandigen.“

Es ist lehrreich, wie der Großmeister der holländischen Freimaurerei urteilt: „Das Buch, unseres Erachtens vollständig erdichtet, ist ein gutes Buch, fesselnd von der ersten bis zur letzten Seite, das Werk eines hochstehenden Geistes; und obgleich die Gedanken, die darin zum Ausdruck kommen, erst vor fünfzig Jahren erfunden worden sind, sie sind gut, erhaben und wert, auch von uns beherzigt zu werden“.

*

Nicht Selbstsucht, Unbeherrschtheit, Leidenschaft, sondern Vernunft, Gesetz und Recht — das ist eine Grundposition des Fälschers. So wird denn ein guter Teil der Ura=Linda=Chronik, ein Viertel oder mehr, eingenommen durch die Gesetze, die das Leben der Urfriesen regelten. Wenn irgend etwas in der Chronik alt wäre, dann müßten es diese Teile sein. Gerade in ihnen sieht Wirth uraltes Erbgut, von seinem Standpunkt durchaus mit Recht. Schade nur, daß das älteste dieser Gesetze, der Rat der Stammutter Frya, mit einem Stück beginnt, das aus dem Herzen der Aufklärungsmoral kommt: „heil harret der Freien. Zulezt werden sie mich wiedersehen. Doch nur den allein mag ich als Freien anerkennen, der kein Sklave ist eines anderen noch seiner eigenen Leidenschaften.“ Man hört das Französische förmlich dahinter: nul ne fut l'esclave d'autrui...esclave de ses propres passions. Und voraus geht eine neutestamentliche Anleihe: „Zulezt werden sie mich wiedersehen“.

Einer der bedeutendsten deutschen Rechtshistoriker, Rudolf His, hat sich vor kurzem die Mühe gemacht, die Gesetze der Ura=Linda=Chronik mit echten germanischen Gesetzen zu vergleichen, wie sie uns ja in lateinischem Gewande in großer Zahl erhalten sind. Der Zufall will es, daß wir eine Aufzeichnung des friesischen Stammesrechtes besitzen, die „Lex Frisionum“, die gerade in den Jahren aufgeschrieben worden ist, in denen angeblich die Urhandschrift der Ura=Linda=Chronik, Wirths Kodex A,

entstand. Und nicht die Spur eines Anklangs dieses echten altfriesischen Rechtes ist in der Ura=Linda=Chronik zu finden! His kommt zu dem Schluß, daß der Gedanke bedingungslos abzulehnen sei, es könne etwas Ur- oder Vorgermanisches in diesen Gesetzen stecken. Es sind gewisse Anlehnungen an mittelalterliche friesische Rechtsbücher da. Die waren zur Zeit des Fälschers in Friesland ganz bekannt. Aber die Rechtsauffassung, die letztlich hinter der Ura=Linda=Chronik steht, ist noch viel jüngeren Datums: das Buch zeigt tiefe Spuren von der Naturrechtslehre der Aufklärung und dem, was die französische Revolution daraus gemacht hat.

Was Naturrecht ist, sagt man am besten mit einem Satz der Ura=Linda=Chronik: „Wralda legte ewige Satzungen, das sind Gesetze, in all das Geschaffene, und es gibt keine guten Gesetze, sie seien denn danach gebildet“. Es bedarf nur der Vernunft des Menschen, um diese den Dingen innewohnenden Gesetze zu erkennen, ans Licht zu bringen und verbindlich zu machen. Die letzte Folgerung naturrechtlichen Denkens ist diese: das Recht ist nichts geschichtlich Gewachsenes, sondern etwas vernunftgemäß Erdachtes, d. h. nichts örtlich, zeitlich, vollklich Gebundenes, sondern etwas Allgemeingültiges. Daher denn auch die Friesen der Ura=Linda=Chronik ihr Recht in alle Welt tragen können. Über das Naturrecht, la loi naturelle, sind im 18. und 19. Jahrhundert zahllose Bücher geschrieben worden; man hat vernunftgemäße Idealrechte aufzubauen versucht. Am bekanntesten ist Morellys Code de la nature, den man in der französischen Revolution wenigstens bruchstückweise zu verwirklichen suchte. Damit ist der Hintergrund angedeutet, vor dem die Gesetzgebung des Ura=Linda=Buches steht.

Die Chronik enthält ganz verschiedene Gruppen von Gesetzen, Strafrecht, Zivilrecht, Staatsrecht usw. Eine Hauptgruppe ist überschrieben: „Gemeine Gesetze“.

§ 1. „Alle frei Geborenen sind auf gleiche Weise geboren. Darum müssen sie auch gleiche Rechte haben, ebensogut auf dem Lande als auf dem See, das ist Wasser, und auf allem, was Wralda gibt.“ Das ist sozusagen das Grundgesetz der französischen Revolution: (la puissance suprême) ayant donné à tous les hommes les mêmes organes, les mêmes sensations, les mêmes besoins, elle a. . . déclaré qu'elle leur donnait à tous les mêmes droits à l'usage de ses biens, et que tous les hommes sont égaux dans l'ordre de la nature. Oder auch: L'égalité et la liberté

sont donc les bases physiques..de toute réunion d'hommes en société.

§ 2. „Jedwedees Mannsbild darf das Weib seiner Küre freien, und jede Tochter darf aber ihren Heiltrunk dem bieten, den sie minnt.“

§ 3. „Hat jemand ein Weib genommen, so gibt man ihm Haus und Werf. Ist keins da, so muß es gebaut werden.“

Das sind nur die Konsequenzen von § 1: Natürlich, sind alle Menschen gleich, dann ist auch das Recht der Gattenwahl bei beiden Geschlechtern gleich, dann ist auch das Recht auf Besitz bei allen gleich. In anderen Gesetzen kommt diese kommunistische Besitzauffassung noch deutlicher heraus. Überhaupt klingt uns manches merkwürdig jung ins Ohr: „Keine Wissenschaft darf man gering schätzen, doch gleichteilen ist die größte Wissenschaft, welche die Zeit uns lehren mag“...

Nun ist das alles nicht so schlimm. Denn hinter diesen Gesetzen steht kein Leben. Es sind reine Gedankengeburt eines Kopfes, der seine Freude daran hat, das Urfriesenreich mit einer utopischen Idealverfassung auszustatten. Freilich in dieser utopischen Verfassung spiegelt sich nicht nur die geistige Lage der Zeit, sondern spiegeln sich auch unzweifelhaft Wünsche und Strebungen des Fälschers selbst.

Es ist nämlich keineswegs so, daß die Ideen der französischen Revolution oder des aus ihr geborenen Liberalismus nur in den Gesetzen stecken. Sie ziehen sich vielmehr durch das ganze Buch. „Freiheit“ ist das Stichwort der Ura=Linda=Chronik, das auf jeder zweiten Seite begegnet, so muß es schon aus etymologischen Gründen sein; denn die „Friesen“, die „Sryaskinder“, das sind für den Fälscher unzweifelhaft die „Freien“. Aber das Wort hat häufig mehr den Sinn der sozialen als der politischen Freiheit: Die Slawenvölker (das bedeutet nach des Fälschers Auffassung „die Versflanten“) schmachten unter dem Druck von Fürsten und Priestern, bis Sryas Söhne sie den Wert der Freiheit kennen lehren. „Von diesen hörten sie reden über gleiche Freiheit und Recht und Gesetze, ohne die niemand sein kann.“ Das ist natürlich die bürgerliche Freiheit, la liberté. Und so ist es oft. Die großen Schlagworte der französischen Revolution égalité, liberté, justice hallen durch die ganze Ura=Linda=Chronik. Noch ein paar Proben: „Mein Erbe“, sagt Minerva (= min erva!), „trage ich in meinem Busen. Was ich geerbt habe, ist Liebe zur Weisheit, Gerechtigkeit und Freiheit.“ „Als er (Setrops) gestorben war, fingen seine Nachfolger gar bald an, unsere Gesetze zu zerstückeln... , daß zuguterleht von Gleichheit und Freiheit nichts anderes als der Schein und der Name

übrig blieb." Die Volksmutter Gosa schließt ihr Testament: „Von den drei Worten werden unsere Nachkommen ihre Leute und Sklaven die Bedeutung lehren: sie sind — gemeine Liebe, Freiheit und Recht." Wer kann verkennen, daß hier derselbe Geist spricht, der im deutschen Vormärz ausrief: Einigkeit und Recht und Freiheit!

Natürlich ist bei diesen Voraussetzungen die Ura-Linda-Chronik ganz aufs Demokratische gestellt. Nur eine Probe: „Steht die Wehr im Kampfe, dann braucht der König alleinig mit seinen Hauptmännern zu beraten, doch da müssen immerhin drei Burgherren der Mutter (d. h. der „Volksmutter“) vorsitzen sonder Stimme. Die Burgherren müssen täglich Boten zu der Mutter senden, auf daß sie wissen möge, ob da etwas getan wird, widerstreitend den Gesetzen oder Sryas Ratgebung. Will der König etwas tun und seine Räte nicht, so darf er sich dessen nicht unterstehen.“ Wenn das nicht Demokratie ist, dann könnte es höchstens eine Ironisierung der Demokratie sein. Aber deutlicher als aus solchen Einzelheiten wird der Standort des Verfassers aus dem Bauplan im ganzen. Es ist einer der Leitgedanken der Ura-Linda-Chronik zu zeigen, daß der Weg von der freiheitlich-demokratischen Volksmütterverfassung zum persönlich gegründeten Königtum ein kultureller Abstieg ist.

So versteht man auch den Schlachtruf, der so laut wie kein anderer durch die Ura-Linda-Chronik hallt: Gegen die Fürsten und Priester! „Bei allem, was sie taten, war nichts für sie zum Sättigen, sondern alles mußte dienen, um die Fürsten und Priester noch reicher und gewaltiger zu machen.“ „Die betrügerischen Priester und die ruchlosen Fürsten, die immer miteinander verschworen sind“ . . . Es gibt an zwei Duzend Stellen in der Ura-Linda-Chronik, von der Vorrede an gleichmäßig über das Buch verteilt, wo entweder die Priester allein oder die Fürsten allein, gewöhnlich aber beide zusammen aufs Korn genommen werden. Aus ihnen wird die eigentliche Frontstellung des Fälschers und des Buches klar. In der deutschen politischen Literatur des Vor- und Nachmärz ist das Schlagwort von den „Priestern und Fürsten“ beinahe zu Tode geheßt worden. Aber am besten sagt man es wieder auf französisch: les rois et les prêtres; les tyrans civils et sacrés; il s'établit, au sein des Etats, des corporations sacrilèges d'hommes hypocrites et trompeurs, qui attirèrent à eux tous les pouvoirs; et les prêtres, à la fois astronomes, théologues, physiciens, médecins, magiciens, interprètes des dieux, oracles des peuples, rivaux des rois ou leurs complices, établirent sous le nom de religion un empire de mystère, et un monopole d'instruction

qui ont perdu jusqu'à ce jour les nations. Das ist es, was man vorabemäßig und stimmungsamäßig im Ura=Linda=Buch wiederfindet.

In der Ura=Linda=Chronik kommen öfter Prophezeiungen vor. Eine lautet folgendermaßen: „Aber wenn die Priester wähnen werden, daß sie alles Licht von Sryas und von Jesus' Lehre ausgelöscht haben werden, dann werden an allen Orten Menschen aufstehen, die Wahrheit in Stille unter sich wahrten und für die Priester verborgen haben. Diese werden sein aus fürstlichem Blute, aus priesterlichem Blute, aus slawonischem Blute und aus Sryas Blute. . . Sie werden Wehe rufen über die Taten der Priester und Fürsten. Die Fürsten, die Wahrheit minnen und Recht, die werden vor den Priestern weichen. Das Blut wird strömen; aber daraus wird das Volk neue Kräfte sammeln. . . Dann werden die falschen Priester von der Erde weggefegt werden. Wraldas Geist wird allum und allewege geehret und angerufen werden. Die Gesetze, welche Wralda am Anfange in unser Gemüt legte, werden allein gehört werden; da werden keine anderen Meister, noch Fürsten, noch Obmänner sein, als diejenigen, die bei gemeinem Willen gefüret sein werden. Dann wird Srya jauchzen und Irtha (Erde) wird ihre Gaben allein schenken dem werkenden Menschen. Dies alles wird anfangen viertausend Jahre nachdem Atland versunken ist, und tausend Jahre später wird da länger kein Priester noch Zwang auf Erden sein.“

Wenn man umrechnet, kommt man auf rund 1800 n. Chr.! Hier wird also die Reformation und alles, was sie im Gefolge hatte, hier wird vor allem das angehende Zeitalter des aufgeklärten Liberalismus von rückwärts her vorverkündigt. Oder wagt das jemand zu bezweifeln?

Man hat in Holland den liberalistischen Charakter des Ura=Linda=Buches, wie bei de Jong nachzulesen, bald nach dem Erscheinen empfunden. „Ist die Handschrift echt“, schrieb einer, „so wird damit nicht allein auf die alte Geschichte ein ganz neues Licht geworfen, sondern der Liberalismus erhält damit auch eine willkommene Waffe für den Kulturkampf“. Und ein Spaßvogel von Journalist glaubte den Verdacht äußern zu sollen, daß der Tausendsassa Bismarck auch hier hinter den Kulissen stecken könne.

*

Man hat sich öfter über die Anachronismen des Ura=Linda=Buches unterhalten. Wirth selber räumt sie ein. In der Chronik läutet die Glocke und zieht das junge Volk singend mit dem Maienbaum umher. Es gibt

eine Art Museum und eine Art Ritter Schlag, es gibt Briefe, Tagebücher und schriftliche Testamente, es gibt einen Grabstein mit der gefühlvollen Inschrift: „Laut nicht zu eilig, denn hier liegt Adela“ — Wirth läßt das leider aus. Und über die Lungenseuche des Viehs, die man erst 1833 als solche erkannte, weiß auch die Ura-Linda-Chronik schon Bescheid.

Aber wichtiger als diese und andere ähnlich geartete Einzelzüge sind Anachronismen, die tief ins Gefüge des ganzen eingreifen. Das Schreibwesen in der Ura-Linda-Chronik nimmt geradezu groteske Formen an. Alles schreibt und alles wird beschrieben, sei es „Schreibsilz“ oder die Schilde der Krieger oder die Mauern der Burgen. Es kann auch alles schreiben. Denn dem Schreibwesen entspricht ein nicht minder ausgebildetes Lehrwesen. „Der Schreiber muß die Mädchen lesen, schreiben und rechnen lehren. Die Greise oder Greva müssen sie lehren Recht und Pflicht, Sittenkunde, Kräuterkunde, Heilkunde, Geschichte, Erzählungen und Gesänge, nebst allerhand Dingen, die ihnen nützlich sind, um Rat zu erteilen“... Religion fehlt, sie wird vertreten durch Moral. Es gibt sogar eine Kriegsschule und eine Schulvisitation... Die Herkunft aus einem tinkerfleßenden und erziehungswütigen Saeculum ist der Ura-Linda-Chronik an die Stirn geschrieben.

Noch wichtiger aber sind die versteckten Anachronismen. Um es kurz zu sagen: Der Fälscher läßt alles, was seine Gedanken beschäftigte, die ganze Welt, in der er lebte, auf urfriesisch verkleidet vor uns wiedererstehen. Die große Frage des Sklavenhandels und der Sklavenbefreiung, die von dem humanen 18. Jahrhundert aufgeworfen wurde und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts namentlich die seefahrenden Völker Europas in Spannung hielt, hat sehr sichtbare Spuren in der Ura-Linda-Chronik hinterlassen; man lese einmal die zahlreichen Stellen, die von Sklaven handeln, unter dieser Beleuchtung. Das Problem der Kolonisation und Mission, aber auch Begrenzteres wie die Konkurrenzkämpfe der holländischen Papierindustrie, wie Sprachenkampf und Sprachreinigung, wie das in Schwang kommende Sammeln von Volksliedern und -sagen, alles findet man in der Ura-Linda-Chronik wieder. Das ganze moderne Holland mit seiner Staatenverfassung, seinem Beamtenwesen, seinem Handelsleben, ja seiner Landschaft ist von dem Fälscher um einige Jahrtausende zurückprojiziert worden. Oder ist es etwa nicht die heutige holländische Landschaft, wenn wir lesen: „An beiden Seiten der Gracht sind schöne Häuser mit hellblinkenden Farben bemalt. Die Gärten sind mit immergrünen Hagen umzäunt.“

Es ist also nicht so, daß es in der Ura=Linda=Chronik Anachronismen gibt; vielmehr ist das ganze Buch ein einziger Anachronismus. Das inhaltliche Bild entspricht haargenau dem sprachlichen.

Stellen wir uns einmal auf Wirths Standort — die Ura=Linda=Chronik ist zwar nicht echt, aber wenigstens „quellenecht“ — so stehen wir wieder an einem Punkte, wo diese Theorie hoffnungslos zum Scheitern kommt. Nicht nur gedanklich, auch stofflich ist das Netz von Gegenwartsbezügen so dicht, daß nicht zu sehen ist, wie zwischen seinen Maschen ein umfänglicheres altes Quellwerk überhaupt Platz haben sollte.

*

Was hat Wirth diesen erdrückenden Zeugnissen für die Unechtheit der ganzen Chronik entgegenzustellen? Einen sogenannten „archäologischen“ Gegenbeweis. Das Prunkstück dieses Beweises ist die Gotteslehre von Wralda, — Wirth schreibt: „Allein die Tatsache, daß die Ura=Linda=Handschrift den Namen Wraldas uns als Gottesnamen überliefert und als sein ältestes Sinnbild das sechspeichige Rad, das Welten- und Jahresbild überliefert, genügt, um die Quellenechtheit der Ura=Linda=Handschrift zu beweisen.“

Es ist eine der törichtesten Stellen der Chronik, die nämlich wo von dem Ursprung des modernen „Runen“-Alphabets die Rede ist, an der uns das Gerippe dieser Welt=Zeit=Gott=Theologie vorgeführt wird. Da läßt uns die Ura=Linda=Chronik drei nach Art eines sechspeichigen Rades aufgeteilte Kreise sehen, und um jeden Kreis läuft eine Beschriftung, die jedem der sechs Kreisstücke einen besonderen Buchstaben gibt. So umgrenzt den ersten Kreis das Wort WRALDA, den zweiten das Wort T.ANFANG (NG in einem Zeichen geschrieben), den dritten das Wort T.BIJIN, und darunter liest man: „Was hieroben steht, sind die Zeichen des Iuls. Das ist das älteste Sinnbild Wraldas, auch von dem Anfang oder dem Beginne, woraus die Zeit kam: dieser ist der Kroder, der ewig mit dem Iul umlaufen muß.“

Damit vergleiche man einige Stücke aus dem Buch von Montanus, „Die deutschen Volksfeste, Jahres- und Familienfeste“ (1854)¹⁾: „Das

¹⁾ Die Schrift von Montanus (d. i. Zuccalmaglio) erschien mit ihren ersten 50 Seiten auch in einem populären Sammelwerk: „Das Vaterland. Ein deutsches Volksbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Erste Abtheilung“. Iserlohn, Julius Bäderer. Jahreszahl fehlt. Das Exemplar der Münsterschen Universitätsbibliothek weist die handschriftliche Jahresangabe 1853 auf.

meiste von dem altdeutschen Julfeste ist daran (nämlich am Sylvesterabend) ankleblich geblieben. Das Wort Jul oder Joel bedeutet Rad, das Rad der Zeit, unter welchem man sich das Jahr — altdeutsch Ar — ver-sinnlichte. Auch nannte man das Fest in dieser Beziehung das Weralt-Fest von 'weralt' d. i. Dauer, Zeit, wovon unser Wort Welt entstanden ist." Und in demselben Buche, wenige Seiten vorher: „Man dachte sich, daß die Sonne, die zu Ende December am tiefsten steht, sich alsdann verjünge, daß sie gleichsam neugeboren werde, und hieß das Fest deshalb auch die Mutternacht.. oder das Juel- oder Joël-Fest.. Es ist dies das nämliche Fest, das die Deutschen nach Tacitus.. auch das Tanfana-Fest nannten, welches unser alter ehrlicher Kluwer und mit ihm der gelehrte Dreyer vom Jahresanfang, von th'afang ¹⁾ ableitet.“ Diese Stellen muß Wirth so gut kennen wie wir; denn sie stehen bei de Jong. Und wenn er Montanus nachgeschlagen hätte, wäre ihm auch der angeblich heid-nische Götzenname Krodo aufgestoßen, den der Sälischer aufgriff, um ihn mit dem jungen niederländischen Wort „Kroder“, d. h. eigentlich der Karrenschieber, zu vermengen.

Da haben wir also alle Elemente beisammen: Jul als Rad der Zeit, den Kroder als Dreher dieses Rades. Wralda als Welt und Zeit (denn althochdeutsch „weralt“ ist altfriesisch „wrald“), t'a(n)fang (soll bedeuten: „het“ anfang, „der“ Anfang) als eine Art Wechselbezeichnung für Wralda. Es fehlen also nur die sechs Speichen. Nun belehren uns die Archäologen, daß das sechspeichige Rad keineswegs als kennzeichnend altgermanisch angesehen werden kann: Unter den zahlreich überlieferten altgermani-schen Radzeichen machen die sechspeichigen gerade zwei vom Hundert aus (Jacob=Friesen). Dafür sagen uns die Volkskundler, daß das sechspeichige Rad, die sechsblättrige Blume, der sechsadige Stern, das Kerbschnittsechseck und anderes derart bis auf den heutigen Tag überall und gerade auch auf niederdeutschem Boden begegnende Schmußmotive sind, auf die der Sälischer jeden Augenblick zurückgreifen konnte, — wenn wir ihm nicht zutrauen wollen, daß er die sechs Speichen einfach für seinen Zweck erfinden konnte.

Um es noch einmal zu unterstreichen: Das Buch von Montanus ist 1854 erschienen, sein Anfangsstück anscheinend schon etwas früher. Die Ura=Linda=Chronik aber ist erst 1867 zum Vorschein gekommen.

Das also ist Wirths Kronbeweis für die Quellenechtheit, sein stärkster archäologischer Trumpf.

¹⁾ Druckfehler für th'afang?

Ein zweites Hauptstück ist für Wirth die (nebenbei reichlich verschwommene und sentimentale) Volksmütterverfassung der Urfriesen. Hier liegt die Sache so: Aus den antiken Nachrichten über die Stellung der Frau bei den Germanen, über Frauen wie Velleda, aus dem lateinischen Vestakult, aus jüngeren deutschen Überlieferungen über die weisen (oder weisen) Frauen hat sich der Fälscher in der üblichen Mischmaschart seinen urfriesischen Mutterstaat zusammengebraut, — wir kennen sein Verfahren ja. Es ist gar nicht ausgeschlossen, aber auch gar nicht nötig, daß Bachofens aufsehenerregendes Werk, „Das Mutterrecht, eine Untersuchung über die Gynäokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur“, 1861 erschienen, die Idee dieses Mutterstaates ausgelöst hat. Natürlich findet man nun in der Chronik wieder, was die römischen Matronensteine oder die Überlieferungen von den weisen Frauen an Schlüssen nahelegen. Aber das ist kein Beweis, sondern es ist ein Zirkelschluß.

Es ist überflüssig, sich bei den ganz ins einzelne fallenden Beweisen aufzuhalten, die Wirth und sein Sekundant Wüst sonst noch für die Quellenechtheit vorbringen. Das Beweisverfahren zerbröckelt schließlich so, daß man irgendeine Namensform, irgendeine Zahl, irgendeine Einzelwendung als Zeugen für die Quellenechtheit anführt, weil die Form, die Zahl, die Wendung auch in der indischen Überlieferung der Vedea oder wer weiß wo sonst auftaucht. Bei näherem Zusehen lösen sich selbst diese zusammenhanglosen Einzelbelege gewöhnlich in nichts auf. Aber wir wollen nur den Singer auf die innere Widersinnigkeit dieses Beweisverfahrens legen: Erst läßt man die Einzelheiten fahren und zieht sich auf den „echten Kern“ der Ura-Linda-Chronik zurück, der mannigfach überschichtet und überarbeitet ist, — und dann sucht man aus Einzelheiten die Quellenechtheit zu beweisen . . .

Indes, wir wollen uns damit durchaus nicht der Einzelwiderlegung entziehen. Zuvor aber müßte Wüst seine Beweispunkte drucken lassen. Dann wollen wir sie uns gern vornehmen, einen nach dem anderen.

*

Die Ura-Linda-Chronik ist also ein Stück Literatur und steht natürlich vor literarischen Hintergründen.

Es gibt — eine reich entfaltete Gattung — die sogenannten politischen oder sozialen Utopien. Sie erbauen sich rein gedanklich einen Ideal-

staat, oft mit kommunistischen Zügen. Sie wählen entweder das Gewand des Romans oder das der Prophetie. Sie zeigen sich auch in der Form mehr oder minder ernsthaft gemeinter gesetzgeberischer Konstruktionen. Es gibt weiter rückwärtschauende Bücher, die den Idealzustand der Menschheit in einer versunkenen Vergangenheit finden wollen, die die Sage von einem goldenen Zeitalter des Menschengeschlechtes wahr machen möchten. Die Grenze zwischen wissenschaftlicher Betrachtung und dichterischer Phantasie ist in ihnen zuweilen schwer zu ziehen. Und es gibt endlich kulturphilosophische Werke, jenseits aller Dichtung anzusiedeln, die die Entwicklung der Menschheit spekulativ zu erfassen und zu deuten versuchen. Alle Gattungen haben im 18. und 19. Jahrhundert geblüht, und mit allen hat die Ura-Linda-Chronik etwas gemein.

Aber diese Bestimmung des literarischen Umkreises der Ura-Linda-Chronik läßt sich schärfer fassen. Es gibt ein Buch von De Grave, République des Champs Elysées ou Monde ancien (Gent 1806), in dem man seit langem eine Quelle des Ura-Linda-Buches sieht. Auch dort ein Idealstaat im Norden von Gallien, „l'Atlantide“ oder „Atlant“ geheißen, eine Republik frommer und gerechter Menschen, von der alle Kultur ausgeht. Auch dort das wilde Bauen mit phantastischen Etymologien . . . Aber mögen hier Zweifel bleiben, kein Zweifel ist daran erlaubt, daß ein anderes Werk dieses literarischen Umkreises unmittelbare Quelle für die Ura-Linda-Chronik gewesen ist, nämlich das vielgelesene Buch von Volney, Les ruines ou Méditation sur les révolutions des empires, erstmalig 1792 zu Paris erschienen. Auch Wirth muß einräumen, daß die Buddha-Jesus-Partie der Ura-Linda-Chronik von Volney abhängig ist. Aber damit ist es nicht getan. Die Ura-Linda-Chronik teilt vieles von ihren Grundauffassungen über Religion und Moral, über Staatsverfassung, über Kulturentwicklung mit Volney. So gut wie alles, was wir vorhin französisch zitiert haben, um den Zusammenhang der Ura-Linda-Chronik mit dem Gedankengut der französischen Revolution zu erweisen, stammt aus Volney. Hier haben sich verwandte Geister gefunden, und zwar so, daß der Jüngere sich dankbar zu eigen machte, was er bei dem Älteren ausgesprochen fand.

Und endlich wollen wir, wenn wir nach den literarischen Zusammenhängen der Ura-Linda-Chronik fragen, auch jenes alte Buches nicht vergessen, das von Schöpfung und Sintflut, von den Gesetzen und Erlebnissen eines auserwählten Volkes meldet. Abel und Enoch kommen nebeneinander in der Ura-Linda-Chronik vor. Jenen läßt Wirth durch, weil er

in ein friesisches „Abelo“ verkleidet ist, diesen läßt er aus, doch wohl, weil er zu alttestamentlich ausseh.

Als eine Art Bibel gibt sich die Ura=Linda=Chronik, eine Friesenbibel.

*

Wenn man eine Fälschung als Fälschung erkannt hat, wird die Person des Fälschers nebensächlich. In unserem Fall hat sie höchstens insofern Bedeutung, als der Zweck der Fälschung greifbarer wird, wenn man den Fälscher kennt.

In Holland unterhält man sich, seit Bedering Dinders im Jahre 1876 die Ura=Linda=Chronik als groteske Fälschung entlarvte, nur noch über die Frage, wem die Fälschung zur Last fallen mag. Bedering und andere nach ihm haben ein erdrückendes Material gegen jenen Cornelis over de Lindens zusammengetragen, in dessen Händen die Handschrift aufgetaucht ist. Er war kein „biederer Schiffszimmermann“, wie Wirth sagt, das führt völlig irre. So hat er begonnen, um sich bald hochzuarbeiten und als Betriebsleiter an der holländischen Reichsmarine-Werft in Den Helder sein Leben zu beschließen. Nicht Art und Säge, sondern Stift und Zirkel sind sein Handwerkszeug gewesen. Er hat Einiges veröffentlicht, in Buchform und in Provinzzeitungen. In seinem Nachlaß haben sich ganze Stöße von Manuskripten gefunden, Schriften freireligiösen Inhalts, die alle darauf hinauslaufen, den einen wahrhaftigen Gott zu verkünden, den Menschen von Unwissenheit und Dummheit zu befreien, ihn zu beschützen vor den scheinheiligen Priestern und Fürsten ... Die innere Verwandtschaft dieser Schriften mit gewissen Grundauffassungen der Ura=Linda=Chronik steht außer jedem Zweifel. Sie steigert sich gelegentlich zu einem auch äußerlich greifbaren Zusammenhang: Die Buddhageschichte in der Ura=Linda=Chronik und in dem sogenannten „Jonathan“ over de Lindens sind nicht von einander zu lösen. Dieser Mann also hat sich seit dem Jahre 1867 um das Bekanntwerden der Ura=Linda=Chronik bemüht. In seinem Nachlaß hat man genau daselbe Papier gefunden wie das in der Ura=Linda=Chronik verwendete, ebenso liniert, ebenso zugeschnitten, nur noch ungefärbt; in seinem Nachlaß hat man einen Ansaß zu einer Fortsetzung der Chronik gefunden, — um nur einige der schwersten Belastungspunkte zu nennen. Man muß schon sagen: es schlägt hageldicht um diesen Mann herum ein, wenn man nach dem Fälscher fragt.

Das merkwürdigste ist die Bibliothek des Cornelis over de Lindens. Wir kennen sie, soweit sie aus seinem Nachlaß zu Verkauf gekommen ist.

Was ihm an Büchern sonst noch durch die Hände gegangen sein mag, ist natürlich nie zu ermitteln. Diese Bibliothek entspricht denkbar gut dem geistigen Bilde, das man aus der Ura-Linda-Chronik gewinnt. Im Vordergrund steht, wenn wir von den Sachbüchern absehen, die Cornelis von Berufswegen brauchte, sprachliche Literatur, Sprachlehren, Wörterbücher ziemlich aller altgermanischen Einzelsprachen, vorzüglich des Friesischen. Dazu einige Werke über lebende Sprache: alles läßt das lebendige Interesse des Besitzers gerade für sprachliche Fragen erkennen; und auch das paßt ins Bild, daß rein Gelehrtes sich mengt mit Populärem, ja Trivialem. Weiter altfriesische Rechtsbücher, allerlei historisches, heimische Geschichte ebenso wie Weltgeschichte; eine Reihe naturkundlicher, völkerkundlicher, Reisewerke. Eine französische Philosophielehre vom Jahre 1752. Mehrere Bände, die es mit Religion zu tun haben und 3. T. schon im Titel den kritischen religiösen Standpunkt verraten: Eliahum l'évangile primitif, zwei Bände „Die Bibel in ihrem eigentlichen Werte“. Eine Geschichte der Freimaurerei. Werke kulturphilosophisch-spekulativer Richtung: Abbé Terjon, „Das Ende der alten und der Beginn einer neuen Welt“. Staatsromane und Utopien: Sénélons „Telemach“, Merciers „L'an deux mille quatre cent quarante“. Und endlich, gleich in zwei Exemplaren, jener Volney, der in der Ura-Linda-Chronik so tiefe Spuren hinterlassen hat . . . Wahrhaftig, für einen „Schiffszimmermann“ eine seltsame Bibliothek, weniger seltsam für den Besitzer des Ura-Linda-Buches.

Cornelis over de Linden war ein rätselhafter und versteckter Mensch, der auch sonst noch gefälscht hat, von einem weitgreifenden, aber krausen und unverdauten Wissen, ein Weltverbesserer und Prophet, und zu allem überzeugt von dem uralten friesischen Adel seines Geschlechtes — eine solche Sage ging anscheinend seit längerem in der Familie. Es ist kein weiter Schritt von der geistigen Verfassung dieses Menschen zu der Ura-Linda-Chronik, die seine Familie (ja sogar seinen Vornamen) bis tief in vorchristliche Jahrhunderte zurückführte, die die Friesen zu einem auserwählten Volke machte und durch Religion und Sitte, durch Gesetze und Geschicke dieses Urvolkes für die Ideen warb, die dem Verfasser selbst am Herzen lagen. Als eine Art neuer Bibel sah Cornelis seine Chronik an und wollte er sie angesehen wissen.

Die Holländer streiten darüber, ob es diesem Mann zuzutrauen sei, daß er die Ura-Linda-Chronik ganz selbständig geschrieben habe. Seine geistige Kraft wird von Leuten, die ihn genau kannten, zum Teil geradezu überschwenglich beurteilt, aber konnte er die mancherlei recht entlegenen

Kenntnisse, die in der Ura-Linda-Chronik durchschimmern, ganz aus Eigenem gewinnen? Man suchte nach Helfern, nach Mittätern.

Neuerdings scheint in Holland eine Auffassung Boden zu gewinnen, die von M. de Jong in einem dicken Buche „Das Geheimnis des Ura-Linda-Buches“ (1927) begründet worden ist. Nach ihm wäre der Verfasser kein geringerer als Dr. Celco Verwijs, von 1862 bis 67 Bibliothekar und Archivar von Friesland. Sein Zweck sei eine halb ernst-, halb scherzhaft gemeinte Verspottung des laienhaften Betriebes friesischer Sprach- und Altertumswissenschaft gewesen, gepaart mit einer Verspottung friesischen Stammesdünkels. Wir kennen diesen Mann gut genug als einen skeptischen, rationalistischen Geist, einen Anhänger des antikerikalen Liberalismus mit allerlei revolutionären Einschlägen und einer starken Neigung zu Parodie und Travestie. Aber wohlgemerkt, Cornelis over de Linden bleibt, als Phantast und Betrüger, auch für de Jong im Spiel. Verwijs soll von dem sonderbaren Mann gehört und ihn studiert haben; er hätte sich in seine Verschrobenheiten eingefühlt, seine Schriften benutzt und ihm das Ura-Linda-Buch sozusagen auf den Leib geschrieben. Dann wäre Cornelis also nur der Strohhalm gewesen, hinter dem sich Verwijs versteckte und mit dessen Hilfe er seine Fälschung an den Mann brachte. Die Konstruktion scheint künstlich, aber wer ihr liebevoll nachgeht, der kann sich an dieser oder jener Stelle schon für sie erwärmen: manchen Knoten löst sie spielend — um wieder andere zu schürzen. Die Täuschung wäre mit einer unglaublichen Raffiniertheit durchgeführt. Der Fälscher konnte z. B. nach dem äußeren Eindruck kein Griechisch: für Kekrops schreibt er Sekrops (nach lateinisch Cecrops), für Ion schreibt er Jon. Und soviel auch von Griechenland erzählt wird, griechische Namen erscheinen durchweg in lateinischer Gestalt, Minerva und Neptunus, Alexander, Antigonus, Nearchus.

Für Wirth freilich wird die Situation immer fürchterlicher. Hat de Jong recht, dann wäre also nicht Cornelis, sondern ein Pseudo-Cornelis der Fälscher, dann hätten wir nicht eine gefälschte „Friesenbibel“, sondern die Parodie auf eine „Friesenbibel“, und die Groteske des Ura-Linda-Buches würde zu einer Burleske ... Aber wir räumen ein, schlüssig bewiesen ist die neue These nicht.

Lassen wir die Holländer mit der Ura-Linda-Chronik unter sich. Mögen sie sich weiter Mühe geben, diesen Rattenkönig von Täuschung, Lüge und Wahn zu entwirren, — wenn ihnen ihre Zeit nicht zu schade ist. Uns genügt, unwidersprechlich festgestellt zu haben, wenigstens für

Menschen, die urteilen können und Gründen zugänglich sind: Die Ura-Linda-Chronik ist eine Fälschung, ohne jede Einschränkung, von der ersten bis zur letzten Seite. Und diese Fälschung lebt aus dem Geist eines ausgesprochen liberalen holländischen Bürgertums zu Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

*

Damit können wir die Ura-Linda-Chronik auf sich beruhen lassen, ihren Herausgeber Herman Wirth noch nicht. Das Buch empfiehlt sich dem Leser mit folgenden Worten: „Die Ura-Linda-Chronik gibt dem deutschen Volke sein geistiges Ahnenerbe wieder in einer Zeit, die reif wurde für solche Offenbarung . . . Die zunächst bezweifelte Echtheit wird nun von Herman Wirth überzeugend nachgewiesen“, so zu lesen auf dem Umschlagsblatt. Und einige Wochen nach dem Erscheinen des Buches schrieb Wirth: „Eine in ihrer Erbmasse erwachte geistige Laienschaft, ein erwachendes Volk kehrt zu Heimat und Ahnenerbe zurück“. Da ist also der feine Unterschied zwischen „Echtheit“ und „Quellenechtheit“ gefallen. Wo sollte die „geistige Laienschaft“ den Trennungsstrich auch ziehen? Man hat von Lehrern gehört, die die Ura-Linda-Chronik mit in die Schule genommen haben, um aus der neuentdeckten „Germanenbibel“ vorzulesen, — wie Wirth selber seinen Anhängern aus dem Buch vorgelesen hat. Wir wissen, welcher Hunger nach einer blutmäßigen und eigenwüchsigen geistigen Haltung heute weite Kreise unseres Volkes erfüllt. Wenn diesen Kreisen ein Buch wie die Ura-Linda-Chronik als „echt“ und „Ahnenerbe“ in die Hände gegeben wird, noch dazu in einer stark retuschierten Bearbeitung, ein Buch, das nach Wirths eigener Erklärung zumindest erst „quellenkritischer Prüfung und Scheidung“ bedürfte, so wird der Hunger misleitet, und der ihn misleitet, zeigt einen schweren Mangel an Verantwortungsgefühl gegenüber dem deutschen Volke.

Noch schwerer aber wiegt der Mangel an weltanschaulichem Instinkt. Urgermanische Geistesart will Wirth unserm Volke neu offenbaren, und er beschert ihm ein Buch, dessen liberalistische Herkunft einfach nicht in Zweifel zu ziehen ist. Daß Herman Wirth, der sich so gern auf das Erberinnern beruft, das in ihm schwingt, einem solchen Irrtum verfallen mußte, kann man tragisch finden. Aber wenn dieser Irrtum in ein Volk getragen wird, das vom Liberalismus weg zu einer heldischen Lebenshaltung hin erzogen werden soll, dann wird aus der persönlichen Tragik eine öffentliche Gefahr. Wer sich der Ura-Linda-Chronik als einer „Offen-

barung", einem „Ahnenerbe“ auf Treu und Glauben überläßt, dem predigt sie ziemlich in allen Stücken das Gegenteil von dem, was heute gepredigt werden muß. Die Ura-Linda-Chronik ist nicht nur demokratisch, führerfeindlich, pazifistisch in ihrer Grundeinstellung, sie ist im ganzen ein Machwerk ohne Saft und Kraft, verschwommen und schemenhaft, manchmal auch sentimental bis zum Weinerlichen. In den Köpfen „geistiger Laien“ kann sie nur eine grauenhafte weltanschauliche Verwirrung stiften. Wer das nicht fühlt, hat kein Recht, sich in dem Ringen um eine neue geistige Haltung unseres Volkes als Führer aufzutun.

*

Halt, wirft Wirth ein, nach einer Richtung kommt die Ura-Linda-Chronik dem Willen des neuen Deutschlands entgegen: der Rassegedanke ist in ihr lebendig. Wenn das wahr wäre, würde es natürlich nichts für die „Quellenechtheit“ der Ura-Linda-Chronik beweisen. 1853 begann Gobineaus berühmtes Werk *Essai sur l'inégalité des races humaines* zu erscheinen; und Wirth muß wissen, wie um die Zeit der Fälschung herum in Scherz und Ernst von der „verbastardung“, d. h. Verbastardung oder Entartung Frieslands gesprochen wurde. Aber sehen wir uns die einschlägigen Stellen der Ura-Linda-Chronik genauer an.

Unter den Ratschlägen der Stammutter Frya heißt es: „So wenn einer von ihnen (d. h. vom Volke Lydas oder Sindas, der schwarzen oder gelben Rasse) eine eurer Töchter zum Weibe begehrt und sie das will, dann sollt ihr ihre Torheit ihr bedeuten; doch will sie dennoch ihrem Freier folgen, daß sie dann mit Frieden gehe. Wollen eure Söhne eine von ihren Töchtern, dann müßt ihr also tun wie mit euren Töchtern. Doch weder die einen noch die anderen dürfen wiederkehren; denn sie würden ausheimische Sitten und Gepflogenheiten mitführen.“ Dieser Gedanke wird mehrfach in der Ura-Linda-Chronik angedeutet oder ausgesprochen: die Sitte wird durch die Mischung verdorben, nicht das Blut.

Die Ura-Linda-Chronik berichtet auch sonst von der Vermischung von Fryaskindern mit Gelbrassigen: „Die Führer und ihre kräftigsten Söhne krochen zu den lockeren Sinnenmädchen, und ihre eigenen Töchter, durch das unreine Beispiel irreführt, ließen sich selber schwängern von den schönsten Sinnenknaben, ihren unreinen Eltern zum Spotte.“ Gewiß, das wird gescholten. Aber immerhin, friesische Edelinges und ihr Nachwuchs in einer solchen Haltung ...

Die Ura-Linda-Chronik erzählt auch genauer von einer Vermischung von Fryaskindern mit Schwarzrassigen. Friesische Seeleute hatten schwarzes Volk als Ruderknechte mitgebracht, aber sie hielten sie abgesondert. Da kam ein Erdbeben mit einem gewaltigen Gluteinbruch über Friesland. „Derweilen die Schwarzen südwärts trieben, hatten sie viele Mädchen gerettet, und da niemand kam, sie zurückzufordern, behielten sie sie als ihre Frauen . . . Zehn Jahre später kamen die Seeleute von Gorana und von Lydasburg. Sie wollten die Schwarzen Leute mit Weib und Kind zum Lande hinaustreiben. Darob wollten sie den Rat der Mutter einholen. Aber Gosa fragte: 'Kannst du den einen und anderen zurückführen nach seinen Landen, dann solltest du dich beeilen, sonst werden sie ihre Magen nicht wiederfinden.' 'Nein', sagten sie. Da sagte Gosa: 'Sie haben dein Salz gekostet und dein Brot gegessen. Ihr Leib und Leben sind unter eure Hut gestellt. Ihr müßt euer eigenes Herz untersuchen . . . Aber haltet sie außerhalb eurer Burgen. Wachtet über ihre Sitten und lehret sie, als ob sie Fryas Söhne wären. Ihre Frauen sind hier die stärksten. Wie Rauch wird ihr Blut sich verflüchtigen, bis zuletzt nichts anderes als Fryas Blut in ihren Nachkommen bleiben wird.'“ Ist das rassenbewußte Haltung?

Damit wären die Hauptstellen angeführt, soweit es sich um die Friesen selber handelt. Flüchtiger ist ein paarmal von den „Schonländern“ die Rede: die Friesen können die Nordleute nicht als rechte Fryas anerkennen, weil sie zu viel Mischblut haben, weil sie verbastardet und verdorben sind, — ausgerechnet die Schonländer, die Südschandinavier.

Es bleibt aber noch einiges zu sagen über die „Twiskländer“, die östlichen Nachbarn der Fryaskinder; es sind die in den Ländern des Tuisco wohnenden, also wir Deutschen. Die Ura-Linda-Chronik erzählt einmal, wie in der Gegend der Burg Aken (d. i. Aachen) vier friesische Knechte ermordet und ausgeplündert wurden. „Die Mörder, die das getan hatten, waren Twiskländer, die heutzutage dreißt über den Rhein kommen, um zu morden und zu rauben. [Die Twiskländer, das sind verbannte oder wegelaufene Fryaskinder, ihre Frauen aber haben sie von den Tartaren geraubt. Die Tartaren sind ein braunes Sindasvolk, so genannt weil sie alle Völker zum Kampf herausfordern (friesisch „uttarta“). Sie sind nur Reiter und Räuber. Deshalb sind dann die Twiskländer ebenso blutdürstig geworden. Die Twiskländer, die jene Freveltat begangen hatten, nannten sich selber Freie oder Franken. Es waren . . . rote, braune und blonde unter ihnen. Die roten und braunen heizten ihr Haar mit Kaltwasser hell. Da aber ihre Gesichter braun blieben, wurden sie dadurch nur häßlicher].“

An einer anderen Stelle erzählt die Ura-Linda-Chronik: „Als die Pest endgültig gewichen war, da kamen die frei gewordenen Twisfländer an den Rhein. Aber Astar (ein friesischer König) wollte mit den Fürsten dieses schmutzigen und verbasterten Volkes nicht auf einer Stufe stehen . . . Unter den Twisfländern waren zwei Völker, die sich selber nicht Twisfländer hießen. Das eine Volk kam ganz weit aus dem Südosten her: sie hießen sich Allemanna. [Diesen Namen hatten sie sich selbst gegeben, als sie noch ohne Frauen als Bannlinge in den Wäldern herumstöberten. Später haben sie vom Slavenvolk Frauen geraubt ebenso wie die Litauer; aber ihren Namen haben sie behalten.] Das andere Volk, das mehr in unserer Nähe umherzog, nannte sich Franka, nicht weil sie frei waren, sondern Frank also hatte der erste König geheißen, der sich selber mit Hilfe der verdorbenen Maiden zum erblichen König über sein Volk gemacht hatte.“ Was eckig eingeklammert ist, fehlt in Wirths Text. Nicht minder freundlich als hier von den Franken und Alemannen ist an anderen Stellen von den Sachsen die Rede.

Wir wollen uns mit dem ethnologischen Unsinn dieser Abschnitte nicht aufhalten. Hier wird Herman Wirth selber etwas schwül, und er rechnet mit Einschüben aus gleich drei verschiedenen Schichtenlagen, von den Bearbeitern A, B und C. Aber es ist doch lehrreich, in den Spiegel zu sehen, den die Ura-Linda-Chronik unserem deutschen Volke vorhält: ein verbastertes Räubervolk also sind wir. Man hat gleich nach dem Erscheinen einen Ton holländischer „Prussophobie“ aus der Ura-Linda-Chronik herausgehört.

Es ist in den letzten Monaten mehrfach darauf hingewiesen worden, daß die Ura-Linda-Chronik Wasser auf die Mühle unserer östlichen Nachbarn schüttet. Sie gibt den Osten Deutschlands für die vorchristliche Zeit ostischen Völkern preis; mehr als das: „Alle Staaten, welche liegen an der anderen Seite der Weser, waren von uns abgekehrt und unter die Gewalt des Magy (des östlichen Priesterkönigs) geraten.“ Verbrüest das nicht die Behauptungen slawischer Forscher, wonach der ganze deutsche Ostraum uralter slawischer Boden ist? Ich weiß nicht, ob man hier von einer Gefahr reden kann. Ja wenn man irgendwo draußen die Ura-Linda-Chronik ernst nähme! Aber das Ausland lacht ja nur, und eine Gefahr könnte höchstens darin liegen, daß das Ausland falsche Schlüsse zieht aus dem Aufsehen, das Wirth mit seinem Ura-Linda-Buch erregen konnte, und aus dem Aufwand, der nötig ist, um das Buch abzutun.

Aber es bleibt die Beschimpfung, die die Ura-Linda-Chronik dem

deutschen Volk ins Gesicht schleudert. Und es bleibt eine harte Zumutung, wenn ein Mann aus Holland, den das deutsche Reich gastlich aufgenommen hat, uns solch ein Buch als „Offenbarung“ unter die Augen hält.

*

„Der Fall der Ura-Linda-Chronik hat sich zu einer grundsätzlichen Frage der Geisteshaltung entwickelt, bei der es letzten Endes nicht mehr um die Quellenechtheit oder Fälschung der Handschrift geht“, hat Wirth vor einigen Wochen geschrieben. Das ist ganz unsere Meinung: es steht mehr auf dem Spiel als die alberne Ura-Linda-Chronik.

Wirth fühlt sich als einen Kämpfer für „den neuen Geist deutscher Wissenschaft“, er hält sich für berufen, die „Revolution in der Wissenschaft“ voran zu treiben, und geht nicht sehr glimpflich mit seinen Gegnern, den „Universitätsfachzünften“ um; er muß sich nun auch von uns die Wahrheit sagen lassen. Wirth hat unstreitig bedeutsame Sammlungen „paläo-epigraphischen“ Materials zusammengebracht, wenn auch gewiß nicht so viel davon als „kultsymbolisch“ anzusprechen ist, wie er dafür hält; und ebenso unstreitig war es von Wert, auf dies bislang vernachlässigte Forschungsgebiet nachdrücklich hinzuweisen. Aber wo Wirth mit dem Deuten anfängt, wirkt er auf den Sachmann sehr oft entweder kindlich naiv oder hemmungslos phantastisch. Der „neue Geist“ der Wissenschaft, den er zu vertreten glaubt, ist gar nicht so neu. Wir kennen ihn gut als den Geist romantischer Wissenschaft vor etwa 120 Jahren. Aber was damals zulässig war, ist es heute nicht mehr. Inzwischen sind auf allen wissenschaftlichen Feldern, die Wirth bestreicht, Methoden und Erkenntnisse gewonnen worden, freilich auf dem Wege „intellektueller Arbeit“, die so zuverlässig sind wie das Einmaleins. Es ist gefährlich, sie beiseite zu schieben, so wie Wirth es etwa bei seinen völlig laienhaften sprachlichen Ableitungen, Wortdeutungen usw. tut.

Aber Wirth hängt nicht am Einzelnen, sondern er geht aufs Ganze. Sein großes Ziel ist die „Erschließung unserer geistig-seelischen Erbmasse“. Er ist überzeugt, „daß in diesen letzten Dingen die Erkenntnis nicht nur das Ergebnis der intellektuellen Arbeit ist, sondern daß dazu als Vorbedingung eine gewisse geistig-seelische Einstellung gehört.“ Ohne Zweifel verlangen gerade die tiefsten Erkenntnisse nicht bloße Gedankenarbeit, auch nicht bloß wissenschaftliche Phantasie, vielmehr auch eine Art von

irrationalen Ahnungsvermögen; das weiß und achtet jeder „Kathedergelehrte“, auch wenn er sich niemals daran genügen läßt.

Um so fürchtbarer trifft Wirth der Ura-Linda-Schlag. Denn daß er hinter dieser plumpen Fälschung germanisches „Ahnererbe“ wittern konnte, zeigt, wie stumpf sein Gefühl für geistige Wesenheiten ist, wieviel ihm an der nötigen „geistig-seelischen Einstellung“ gebricht. Er schickt die „liberalistisch-rationalistischen“ Sachgelehrten, die „völlig hilflos gegenüber den geistesgeschichtlichen Zusammenhängen“ sind, — und muß sich von ihnen beweisen lassen, daß er die liberalistisch-rationalistische Grundhaltung der Ura-Linda-Chronik nicht empfunden und nicht begriffen hat. Er konnte das geistige Erzeugnis einer uns noch sehr nahen Zeit so fürchterlich mißverstehen, namentlich auch in seiner religiösen Einstellung, und will imstande sein, uns auf Grund eines spröden und gefährlichen paläo-epigraphischen Materials die Religion und die geistige Haltung verschollener Jahrtausende zu deuten, und zwar so sicher zu deuten, daß wir an sie wieder anknüpfen können . . .

Wirth kennt die Ura-Linda-Chronik seit mehr als zehn Jahren. 1923 erklärte er zum erstenmal in einem Zeitungsartikel, daß die Quelle der gegenwärtigen Handschrift „die letzte Kodifikation des urarischen Monotheismus“ darstelle. Gustav Neckel hat die Vermutung geäußert, daß die Ura-Linda-Chronik überhaupt der Ausgangspunkt von Wirths „urgesichtlichen“ Forschungen sei. Wirth bestreitet es, und wir wollen ihm glauben. Aber die Tatsache läßt sich nicht aus der Welt schaffen, daß sich allerlei grundlegende Lehrmeinungen Wirths (wie eben die urzeitliche Religion und ihre Symbolik oder etwa die Entstehung der Runenschrift) aufs überraschendste mit der Ura-Linda-Chronik verwandt zeigen, — um so unfaßbarer, daß Wirths Schriften der Ura-Linda-Chronik vor ihrer jetzigen Veröffentlichung nicht Erwähnung getan haben. Und ebenso wenig ist die Tatsache zu leugnen, daß Wirths weltanschauliche Haltung, seine religiösen, ethischen und gesellschaftlichen Ideale stark aus der Ura-Linda-Chronik genährt sind. Wer das bezweifelt, lese nebeneinander die Ura-Linda-Chronik und Wirths Bekenntnisbuch „Was heißt deutsch?“. Das also ist unser Endergebnis: der ganze Herman Wirth wird in den Strudel der Ura-Linda-Katastrophe hineingerissen.

Wir zweifeln nicht an Wirths Idealismus. Wir zweifeln auch nicht an seinem guten Willen, durch seine Forschungen an der geistigen Erneuerung unseres Volkes mitzuhelfen; aber wir zweifeln sehr ernsthaft daran, daß die geistige Haltung, die hinter seinen Forschungen, hinter seiner

Propaganda und hinter seiner Polemik deutlich wird, unserem Volke voranzuhelfen kann. Es hat der schlimme Verdacht laut werden können, daß es den Sachgelehrten, die die Ura=Linda=Chronik ablehnten, an „gutem Willen“ fehlte; in Wirklichkeit fehlt ihnen nur die Fähigkeit, sich durch verschwommene, erfahrungsferne Phantasiebilder benebeln zu lassen und Talmi für Gold zu nehmen. Sie halten sich, um unser geistiges Ahnenerbe zu gewinnen, lieber an das gut und treu überlieferte germanische Altertum zumal Islands und Scandinaviens, das Wirth „spätnordisch“ nennt und mit dem Mafel des Abstiegs behaftet; da glauben sie echtes Gold heben zu können.

Jeder Einsichtige weiß um das Bedrohte von Deutschlands Lage, und wir danken es unseren Führern, daß sie uns darüber nicht im Zweifel lassen. Das deutsche Volk hat nach unerträglichen Jahren sein Schicksal wieder einmal in die Hand genommen und geht einen Schicksalsweg. Viel wird davon abhängen (darin kommen wir mit Wirth überein), in welcher „Geisteshaltung“ wir diesen Weg zurücklegen. Die Frage ist, ob wir es uns leisten können, Schwärmereien und Wunschgebilden Wirthscher Art nachzuhängen, die keinen Boden mehr unter den Füßen haben, oder ob die harte Zeit nicht einen harten und nüchternen Tatsachensinn von uns verlangt, der sich fest auf die Erde stellt und der Wirklichkeit ins Gesicht sieht. Es sind gewiß alles deutsche Idealisten, die Wirth anhängen, weil er ihnen „etwas gibt“. Sie sollten sich fragen, ob es das Rechte ist, was er ihnen gibt. Man sagt uns Deutschen nach, daß uns schon öfter in entscheidender Stunde der Wirklichkeitsinn gefehlt habe.

Nachschrift.

Kurz vor der Ausgabe dieser Schrift wird mir der „Aufruf an Volk und Staat“ bekannt, den Herman Wirth unter dem Titel „Die Reaktion in der Wissenschaft“ in der Presse veröffentlicht hat. Dieser Aufruf sucht den Auswirkungen der Niederlage zu begegnen, die Wirth bei der öffentlichen Aussprache über die Ura-Linda-Chronik erlitten hat. Wirth geht auf die Sache der Ura-Linda-Chronik gar nicht ein, sondern greift, zu meist in sehr persönlicher Form, eine Anzahl von wissenschaftlichen Gegnern an, vor allem mich selbst. Wirths Ausfälle gegen mich gipfeln in folgendem Satz:

„Denn daß Hübner einer der gehässigsten Gegner der nationalsozialistischen Bewegung und Anhänger der Ära Braun-Severing in der akademischen Welt bisher war, ist den eingeweihten Kreisen zur Genüge bekannt“.

Der Mann, gegen den dieser tödliche Angriff sich richtet, hat von dem Tage, wo er aus dem Kriege zurückkehrte, bis zur Überwindung der Weimarer Republik in Front gegen das System Braun-Severing gestanden und ist in akademischen Kreisen dafür bekannt. Er hat von den Wahlversammlungen des Jahres 1919 an in vielen Reden, die zum Teil gedruckt sind, auch in anderweitigen Veröffentlichungen, die jeder nachlesen kann, unbeirrt seine gegen das Weimarer System gerichtete politische Meinung vertreten. Er gehörte im Jahre 1929 dem „Reichsausschuß für das Volksbegehren“ an, das die Brechung dieses Systems erstrebte. Er hat es bei einem solchen politischen Vorleben nicht nötig gehabt sich „gleichzuschalten“ und ist natürlich, worüber er sich auch ausweisen könnte, alles eher als „einer der gehässigsten Gegner der nationalsozialistischen Bewegung“.

Wenn Herman Wirth, selber in persönlichen Dingen äußerst empfindlich, sich dieses seines wissenschaftlichen Gegners nicht anders zu erwehren weiß als durch eine aus den Singern gesogene politische Denunziation, so kennzeichnet das besser als alles andere die Schwäche seiner Stellung — und darüber hinaus ihn selber.

A. Hübner

Deutsche Geschichte

Erster Band:

Urzeit, Bauerntum und
Aristokratie bis um 1100

Von Johannes Bühler

Groß-Oktav. VIII, 413 Seiten. Mit 16 Tafeln und 4 Karten.
1934. Gebunden RM 7.20

Schicksale und Leistungen des deutschen Volkes sind Kern und Stern dieses Geschichtswerkes, sie bestimmen seinen Inhalt und sein Ethos. Für seine Anlage war das Bestreben maßgebend, das Leben der Vergangenheit dem Leben der Gegenwart und Zukunft dienstbar zu machen. Die Darstellung ist keineswegs lehrhaft, sondern trägt lebendiges künstlerisches Gepräge. Die für das Verständnis wissenschaftlicher Einzelfragen notwendigen Anmerkungen sind in einem Anhang zusammengefaßt.

Der vorliegende erste Band ist einer ausführlichen Schilderung der Ursprünge des deutschen Volkes, der Kultur des bäuerlich-aristokratischen Zeitalters und der Entstehung und Entwicklung des universalen Kaisertums bis um 1100 gewidmet. Er verdient besonderes Interesse, da der Verfasser der Behandlung der heute im Brennpunkt des Meinungsstreites stehenden Fragen nicht ausweicht.

Ausführlicher Prospekt auf Wunsch kostenlos.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10
Genthiner Straße 38